

OBERSCHLESISCHES JAHRBUCH
FÜR
HEIMATGESCHICHTE UND VOLKSKUNDE

I. BAND
(„OBERSCHLESISCHE HEIMAT“ 18. JAHRG.)

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. JOH. CHRZĄSZCZ UND DR. ERNST LASLOWSKI

1924
EICHENDORFF-VERLAG, NEISSE-NEULAND

Oberschlesisches Jahrbuch

für

Heimatgeschichte und Volkskunde

I. Band

⟨»Oberschlesische Heimat« 18. Jahrg.⟩

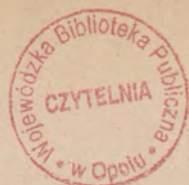
Herausgegeben

von

Dr. Joh. Chrząszcz und Dr. Ernst Laslowski

1924

Eichendorff-Verlag, Neisse-Neuland.



058:930.85(438):39(438)+058(048.1)51

Ober Jahrb.

7391 D/I

F II 2

7391 „D“

Inhaltsverzeichnis.

Zur Einführung	Seite 5
----------------	------------

I. Aufsätze.

1. Beiträge zur Familiengeschichte Eichendorffs. Von Karl Freiherr v. Eichendorff	9
2. Körnitz im Kreise Neustadt. Von Joh. Chrząszczyński	27
3. Zur Geschichte der Bauernbefreiung im Oppalande. Von Joh. Kaluza	35
4. Die Kirche vom hl. Geist in Bentzen D.-S. Von Lieson	42
5. Ältester Eisenkunstguß in Oberschlesien um 1570. Von R. Bimler	48
6. Aus Bonhofs „Stary Kościół miechowski“ Kap. Forts. Von L. Chrobot	53

II. Kleinere Beiträge.

1. Persönliche Erinnerungen an Eichendorff. Von P. Bellardi	61
2. Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschtum wissen muß. Von R. Weigel	63
3. Der russische Unterricht und die Schulreform. Von Krawczynski	65
4. Das Walachenbild in Zawada-Leng, Kr. Ratibor. Von G. Hydel	67
5. Einige Notizen über Dobrau in Oberschlesien. Von Joh. Chrząszczyński	69
6. Innungsbuch der Bäcker von Gulschin a. d. Jahre 1695. Von Joh. Kaluza	72
7. Ein Breslauer Diözesanpriester als Architekt. Von Em. Talar	74
8. Zur Geschichte der Ratiborer höheren Schulen. Von G. Hydel	76
9. Türkenraube in Deutsch-Krawarn. Von Joh. Kaluza	78
10. Zwei geistliche Volkslieder. Von A. Perlick	79
11. Ein Nüchternheitsgelöbniß aus dem Jahre 1845	80
12. Der Gründungsstein von Janow	84
13. Ein Urnengräberfeld in Klein-Dassowitz, Kr. Rosenberg	85
14. Entdeckung steinzeitlicher Erdwohnungen und vandalischer Hausanlagen im Kreise Leobschütz	87

III. Hinweise und Notizen.

1. Das Osteuropa-Institut in Breslau. — 2. Historische Kommission für Schlesien. — 3. Schreibt Eure Familiengeschichte! — 4. Ein Werk über Schlesiens Handel. — 5. Nationalgeschichte und Landesgeschichte. — 6. Die in Oberschlesien und Polen liegenden Propsteien des Breslauer Sandstifts. — 7. Polnische Studenten an der Breslauer Universität. — 8. Gottlieb Theodor v. Hippel zur polnischen Frage. — 9. Zur Familiengeschichte des Freiherrn von Eichendorff. — 10. Eichendorff und Prinz Josef von Hohenzollern. — 11. Kardinal Diepenbrock und die oberschlesische Rot. — 12. Joh. Alois Fizek. — 13. Paul Stallmach und Karl Miarka. — 14. August Scholz. — 15. P. Kilian Seifert O. S. B.	91—100
--	--------

IV. Buchbesprechungen.

Schlesien des 19. Jahrhunderts. — Bellée, Bibliographie zur Geschichte
Schlesien 1920—22. — Wilhelm Volz, Der ostdeutsche Volksboden. — Josef Pfitzner,
Geschichte der Bergstadt Zuckmantel in Schlesien bis 1742. — Steinert, Oppelus
Werdegang. — Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 1921. — Zeitschrift
des Vereins für Geschichte Schlesiens 1922—24. — Aus Oberschlesiens Vergangen-
heit. — Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart. — J. Monte-Kurpium,
Was muß jedermann über Oberschlesien wissen. — J. Westphal, Wohin muß Ober-
schlesien politisch gehören, wenn seine industrielle Produktivität am größten werden
soll? — A. Tupper, Die wirtschaftlichen Aussichten Oberschlesiens im polnischen
Staatsverband. — Kajsig, Die polnische politische Propaganda in Oberschlesien
und die deutsche Abwehr. — 27. Jahresbericht des Reisser Altertums- und Museums-
verein. — Walter Ziesemer, Die ostpreussischen Mundarten. — Hanisch, Geschichte
Polens. — J. Müller, Die Polen in der öffentlichen Meinung Deutschlands. —
Ab. Stender-Petersen, Die Schulkomödien des Paters Franziszek Bohowolec S. J.
Josef Leo Seifert, Literaturgeschichte der Tschechoslowaken, Südslawen und Bulgaren.
Eichendorff-Kalender. Ein romantisches Jahrbuch 103—117

Vier Tafeln mit Abbildungen und eine Stammtafel.

Namen der Mitarbeiter des 1. Bandes.

P. Dr. Athanasius O.F.M., Reiffe-St. Rochus. — Dr. Kurt Bimler,
Breslau-Krieter. — Lehrer Chrobok, Miedowiz D.-S. — Erzpriester Dr.
Chrząszczy, Peiskrescham. — Karl Freiherr v. Eichendorff, Altenbeuren bei
Rosenheim i. Bayern. — P. Dr. Gertner S. V. D., Reiffe-Neuland, Heilig-
kreuz. — Taubstummenlehrer G. Sydel, Raibor, Hohenzollernstr. —
Pfarrer Joh. Kaluza, Soschialkowiz b. Gultschin (Tschechien). — Studienrat Dr.
Krawczynski-Reiffe. — Lehrer a. D. P. Kucher, Ziegenhals D.-S. — Dr. Las-
kowski, Reiffe-Neuland. — Studienrat Lieson, Bentzen, Krakauerstr. — Assessor
Dr. W. Mat, Gleiwitz, Moltkestr. 17. — Mittelschullehrer A. Perlick, Kofittwitz
b. Bentzen D.-S. — Lehrer Emanuel Talar, Oppeln. — Reg.-Rat Dr. Weigel,
Oppeln, Porststraße.

* * *

Beiträge, die sich für das „Oberschlesische Jahrbuch für Heimatgeschichte und
Volkskunde“ eignen, möge man an die Redaktion des Jahrbuchs (Dr. Lasowski, Reiffe-
Neuland) senden. Band 2 des Jahrbuchs erscheint Weihnachten 1925. Redaktions-
schluß: 1. Oktober 1925.

Zur Einführung.

Mit dem vorliegenden Band soll die „Oberschlesische Heimat“ in
anderer Gestalt weiter fortgesetzt werden. In ihren 17 Jahrgängen hat das
Organ des Oberschlesischen Geschichtsvereins seiner Aufgabe, in weiteren
Kreisen das lebendige Interesse für die Geschichte unserer ober-schlesischen
Heimat zu wecken und zu fördern, nach besten Kräften gedient. Es waren
lautere, von aufrichtiger Liebe zu ihrem Volke und Vaterlande erfüllte
Männer, die die „Oberschlesische Heimat“ geschaffen und durch ihre Mit-
arbeit unterstützt haben. Ihnen sei bei Beginn des neuen Werkes aufrichtig
Dank gesagt.

Die Umformung der Zeitschrift geschah aus praktischen Erwägungen.
Abgesehen von der erheblichen Verbilligung — unter den gegenwärtigen
wirtschaftlichen Verhältnissen ein nicht zu unterschätzender Vorteil — ist
die Form des nur einmal erscheinenden Jahrbuchs für die wissenschaftlichen
Zwecke des Organs die bei weitem geeignetere. Umfangreiche Beiträge
brauchen nicht in mehrere Fortsetzungen zerlegt zu werden. Ein einziger
starker Band läßt sich viel leichter aufbewahren als vier einzelne dünne
Hefte. Mitarbeiter wie Herausgeber gewinnen zur Vorbereitung und
Sammlung des Materials mehr Zeit. Schließlich bestimmte uns noch der
Umstand, daß in Oberschlesien bereits zwei heimatkundliche Zeitschriften
bestehen, von der bisherigen Zeitschriftenform abzuweichen.

Das neue Jahrbuch soll eine Art wissenschaftliches Archiv sein, in dem
die Ergebnisse heimatgeschichtlicher Forschung niedergelegt und für die spätere
Verwertung aufbewahrt werden. Danach wird sich die Auswahl der Bei-
träge richten. Es wird Wert gelegt werden auf gründliche ortsgeschichtliche
Darstellungen, auf biographische Arbeiten, auf Quellenpublikationen, kri-
tische Untersuchungen und auf zuverlässiges Material für die ober-schlesische
Volkskunde. Vor allem möchten wir die auf Oberschlesien bezügliche Lite-
ratur in unserem Jahrbuch möglichst vollständig erfassen und durch sach-
kundige Referenten besprechen lassen. Daneben sollen kleinere Beiträge,
Hinweise und Notizen der Anregung zu selbständiger heimatkundlicher
Arbeit dienen. Daß Oberschlesien ein eigenes Organ dieser Art braucht,
steht wohl außer Frage. Keine andere deutsche Landschaft zeigt in völkischer,
nationaler, sprachlicher und sozialer Hinsicht eine so komplizierte Struktur
wie unsere Heimatprovinz. Für manche rätselvolle Erscheinung weist die

Geschichte allein einen Weg zur Lösung. Wir stehen aber in Oberschlesien erst am Anfang der historischen Aufklärungsarbeit. Fast durchweg fehlt es an gesichtetem, zuverlässigen Quellenmaterial. Weite und wichtige Gebiete wie die Kulturgeschichte Oberschlesiens, die Geschichte des Schulwesens, der Presse, des geistigen Lebens, die Agrar- und Wirtschaftsgeschichte, die Geschichte des sozialen und caritativen Lebens sind noch nicht systematisch in Angriff genommen worden. Selbst für die politische Geschichte unserer engeren Heimat mangelt es an den notwendigen Vorarbeiten und urkundlichen Unterlagen.

Bei der Bewältigung all dieser ungelösten Probleme möchte unser Jahrbuch mithelfen, soweit ein literarisches Organ dazu imstande ist. Es möchte vor allem die schaffenden Kräfte im Lande sammeln, möchte Material und Anregungen bieten. Der Oberschlesische Geschichtsverein, der seit 1905 in diesem Sinne arbeitet, soll den organisatorischen Rahmen darstellen. Die geplanten Wanderversammlungen des Oberschlesischen Geschichtsvereins sollen die Mitglieder und Geschichtsfreunde auch persönlich nähern und eine lebendige Aussprache über die drängenden Probleme und Aufgaben ermöglichen. Die erste dieser Veranstaltungen wird am 17. Mai 1925 in Karlsruhe D.-S. stattfinden.

Die Beschränkung der Aufgaben unseres Jahrbuches auf die Geschichte der engeren Heimat soll aber nicht einem kleinlichen Partikularismus das Wort reden. Oberschlesien liegt nicht isoliert in Europa. Es ist tausendfach verkettet mit seinem Mutterlande Schlesien, mit Preußen, mit Deutschland. Es ist zu zwei Dritteln seiner Grenzen von fremden Staaten und Kulturen eingeschlossen. Solch unmittelbare und unfreundliche Nachbarschaft zwingt zur Wachsamkeit in geistiger Beziehung. Wir müssen fremden Ansprüchen gegenüber unser gutes Recht auch historisch erhärten können. Haben wir es doch während der Abstimmungszeit erlebt, wie man mit historischen Scheinargumenten den Raub Oberschlesiens zu rechtfertigen versuchte. Wir wollen deshalb früh genug vorsorgen und unsere Aufmerksamkeit auch der Geschichte unserer polnischen und tschechischen Nachbarn widmen.

Der vorliegende erste Band des Jahrbuches läßt die neuen Aufgaben, wie wir sie eben kurz angedeutet haben, nur unvollkommen erkennen. Er stellt aus verschiedenen Gründen noch nicht die Verwirklichung unseres Programms dar. Erst wenn sich alle schaffenden Kräfte freudig für die Sache des Oberschlesischen Geschichtsvereins einsetzen, kann aus dem ungenügenden Versuch ein vollendetes Werk werden.

I. Aufsätze.

Beiträge zur Familiengeschichte Eichendorffs.

Von Karl Freiherrn von Eichendorff.

In einer Zeit, in der trotz aller zerlegenden gesellschaftsfeindlichen Bestrebungen erfreulicherweise in den weitesten Kreisen Deutschlands immer mehr das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit sich Bahn bricht, bedarf eine Abhandlung wie die vorliegende wohl kaum einer besonderen Rechtfertigung. Und doch gilt es auch heute noch mancherlei Vorurteile zu überwinden. Während der Adel von jeher sich die Aufklärung seiner Vergangenheit angelegen sein ließ, fehlt in manchen bürgerlichen Kreisen noch vollständig das Verständnis für dasjenige, was die Grundlage der Familie und des Einzelnen bildet. Man betrachtet die Beschäftigung mit der Familienvergangenheit als eine nutzlose Spielerei, wenn nicht gar als Eitelkeit oder Hochmut und ist sich nicht klar darüber, daß es das Blut der Vorfahren ist, das in unseren Adern rollt, daß ihre Art sich in uns fortsetzt, daß ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten einen bestimmenden Einfluß auf unser Leben ausüben. Hier Aufklärung zu schaffen ist in erster Linie Aufgabe der Wissenschaft. Es ist daher anzustreben, daß die Familienkunde allgemein in den Lehrplan unserer Hochschulen aufgenommen und dort planmäßig bearbeitet wird. Der Anfang hierzu ist bereits gemacht. In den letzten Jahren haben in Gießen wiederholt Vorlesungen über Familienforschung und Vererbungslehre stattgefunden. Möchte der Familiensinn auf diese Weise immer mehr an Boden gewinnen, möchte unser schwer geprüftes Volk in immer größerem Umfange sich an die eigene Familienvergangenheit anschließen und so aus dem materialistischen Tagesgeist hinüberwachsen in das Verstehen höherer, zukunftssichernder Werte des Lebens.

Wenn es schon keinem Zweifel unterliegt, daß in jedem Menschen etwas von der Art der Vorfahren fortlebt und daß sie es sind, die der heutigen Generation den Stempel ihrer Eigenart aufgedrückt haben, so muß dies doch in besonders hohem Maße der Fall sein bei Geschlechtern, die, auf historischem Boden wurzelnd, bestimmte Anschauungen und Überliefe-

rungen bewußt von Generation zu Generation fortgepflanzt haben. Kann schon die Erforschung der Abstammung eines jeden Menschen Anspruch auf allgemeineres Interesse erheben, in welchem höherem Grade muß dies alsdann der Fall sein bei Persönlichkeiten, die, wie Eichendorff, für ihr Vaterland von hervorragender Bedeutung gewesen sind. Handelt es sich doch um einen Dichter, der von Theodor Storm als größter aller Dyrker und als solcher selbst Goethe weit überragend bezeichnet wurde¹⁾ und dessen Vieder sich nach Heine von den Uhland'schen, und zwar von den besten derselben, nur durch ihre grünere Walddesfrische und ihre kristallhaftere Wahrheit unterscheiden.²⁾

Nach alten Familienaufzeichnungen stammen die Eichendorff ursprünglich aus Bayern, wo sich unweit Passau noch heute ein Marktflecken gleichen Namens findet. Um das Jahr 928 soll der Ahnherr des Geschlechts bei der Belagerung der Wendensfeste Brandenburg von König Heinrich I. den Ritterschlag erhalten haben. Diese Überlieferung hat sich nach neueren Forschungen als unhaltbar erwiesen. Ist es doch trotz eingehendster Nachforschungen in bayerischen Archiven bis jetzt nicht einmal gelungen, für die Existenz einer eingegangenen Burg in der Nähe des genannten Ortes Anhaltspunkte zu finden. Weder in den Urkundenbeständen noch in der zu Gebote stehenden heraldischen Literatur konnte ein Siegel der Familie Eichendorff ermittelt werden. Es darf hiernach wohl als feststehend angenommen werden, daß das im Erzstift Magdeburg bei Kalbe gelegene Eickendorf, das nachweislich bis gegen Mitte des 15. Jahrhunderts im Besitze der Eichendorff war, der Stammsitz der Familie gewesen ist.

Im Jahre 1237 wird zum ersten Male ein Mitglied des Geschlechts, Conradus de Eickendorp, in einer Urkunde der Äbtissin Gertrud von Quedlinburg als Zeuge genannt; im 16. Jahrhundert ist die Familie im Magdeburgischen, wo sie zu Eickendorf, Viere und Lindhorst, sowie in der Umgebung von Wolmirstedt begütert war, wieder erloschen.

Schon sehr früh hatte sich ein Zweig nach der Altmark, wo er nach dem Landbuche Kaiser Karl IV. im Jahre 1375 mit dem seit langer Zeit Schulenburg'schen Schlosse Angern belehnt war, gewandt. Mit der vorschreitenden Kolonisation der zwischen Elbe und Oder gelegenen Landschaften verbreitete sich auch die Familie Eichendorff allmählich über diese hinaus. Schon seit Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts blühte eine Linie in der Mark und hatte sich dort namentlich im heutigen Kreise Ober-Barnim und im Lebuser Kreise mit mehreren staatlichen Gütern, wie Schulzendorf, Reichenberg, Bollersdorf, Jhlow, Herzhorn, Möglin, Straußberg und Pilgram ansässig gemacht. Außerdem hatten die Eichendorff noch

¹⁾ Eichendorff-Kalender 1911, S. 91.

²⁾ Heine, Die romantische Schule.

Grundbesitz in den Kreisen Sternberg und Storkow erworben. — In seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ erzählt Theodor Fontane, daß die Pfuel und die Flow, die Eickendorp und die Hoendorp, die Strantz, Barfus und Wulffen, wie sie in der Umgebung des am Rande des Oderbruchs gelegenen Zisterzienserklosters Friedland begütert waren, so auch ihre Töchter in demselben hatten, wodurch das Kloster ganz von selbst aus einem kirchlichen zugleich auch zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt des Kreises wurde. Da alles versippt und verschwägert war, war die Aufrechterhaltung der Disziplin, wie in allen Klöstern, die wie Friedland nur eine lokale Bedeutung hatten, mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

Während der heute noch blühende Stamm einen Eichenast als Schildfigur hat, führten die in der Grafschaft Ruppin und im Havelland angehörenden und gegen Mitte des 16. Jahrhunderts ausgestorbenen Eichendorff eine Rose im Wappen. Da nun von vornherein an eine der überaus seltenen und auf bestimmte Ereignisse zurückzuführenden Wappenänderungen nicht gedacht werden kann, ist anzunehmen, daß zwei verschiedene gleichnamige Geschlechter nebeneinander gelebt haben. Das Stammhaus dieser zweiten Familie Eichendorff ist vermutlich im Mansfeldischen zu suchen, wo bereits im 13. Jahrhundert Eichendorff angesessen waren. Etwa drei Viertelstunden nordwestlich von Eisleben lag hier ein Ort Eickendorf, der schon 1573 als eine wüste Mark bezeichnet wird. Wie aus Riedels Codex dipl. Brandenb. XVII 443 sich ergibt, befand sich in dem Orte außer einer Pfarrkirche auch ein befestigter Edelsitz, den die Grafen von Mansfeld vom Hochstift Halberstadt zu Lehn trugen und jedenfalls wieder an ihre Ministerialen, die sich nach dem Orte nannten, weiter verliehen haben.

Es ist anzunehmen, daß ein so reich begütertes und weit verbreitetes Geschlecht in der Geschichte des Landes eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Nur spärliche Nachrichten sind uns indessen erhalten. Eingedenk des von dem 1848 verstorbenen Feldmarschall von dem Knefbeck uns überlieferten, für die märkische Eigenart bezeichnenden Spruches:

„Mit dem Schwerte sei dem Feind genehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er fliehen,
Ohne Not von seinem Herd nicht ziehen,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels Sitt' und altes Recht.“ —

blieben die Eichendorff der heimatischen Scholle treu, die Pflugchar nur vorübergehend mit dem Schwerte vertauschend.

Von den zahlreichen Familienangehörigen, deren Namen uns urkundlich überliefert sind — Niedels Codex dipl. Brandenb. zählt in dem Zeitraum von 1323 bis 1572 über 50 Mitglieder des Geschlechts auf — seien hier einige hervorgehoben. Im Jahre 1353 überträgt Markgraf Ludwig der Römer dem Heinrich Eyhendorff die Vogtei Lebus, 1364 war Bertramus de Eyhendorpe Schiedsrichter in dem Streite der Stadt Rathenow und des Pfarrers Buckow zu Milow. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts spielte der Ritter Jakob von Eyhendorf in den Kämpfen des Landgrafen Friedrich von Meissen mit dem Erzbischof Otto von Magdeburg eine hervorragende Rolle. 1376 versöhnten sich Heyne Eyhendorp, Hans von Mow und Otto Psuel mit dem Räte der Stadt Müncheberg. 1414 war eine Eyhendorff Abtissin des Klosters Alt-Haldensleben. Im gleichen Jahre werden Peter und Hans von Eyhendorff in einer Schuldverschreibung des ersten Hohenzollern in der Mark als Mitgläubiger genannt. Degenard von Eyhendorff war 1418 Vogt zu Wanzleben. Johannes de Eyhendorp von 1447—1459 Propst am Nikolaistift zu Stendal, schiederte als treuer Verfechter seiner Überzeugung im Auftrage des Bischofs von Havelberg, gegen den Erzbischof von Magdeburg, der unter dem Einflusse des bekannten Theologen Heinrich Tocke die Verehrung des Wunderblutes in Wiltsnack bekämpfte, den Bannfluch und brachte die Angelegenheit vor den päpstlichen Stuhl, durch dessen Entscheidung der Fehde zwischen den beiden Kirchenfürsten im Jahre 1453 ein Ende gemacht wurde. 1473 gehörte Else Eyhendorp zum Hofpersonal des Markgrafen Otto. Grete Eyhendorff war 1486 Priorin des Klosters Friedland. 1515 war Anna Eyhendorff Abtissin und Barbara Eyhendorff Priorin des Klosters Zehdenick.

Das schlesische Landesarchiv in Troppau enthält ein in tschechischer Sprache abgefaßtes, offenbar Kanzleizwecken dienendes Schriftstück, ohne Zeitangabe, in dem eine Anna Eyhendorf als Abtissin des Jungfrauenklosters in Ratibor genannt wird. Die Klostervorsteherin bezeugt hier für sich und im Namen des Konvents vor dem Markgrafen Georg von Jägerndorf, welcher das Fürstentum 1523 erworben hatte, daß sie alles, was sie in Krug (weczbanecz) besessen, dem Siegmund Zubrzycky von Zubrzycz übertragen habe. Näheres über die erwähnte Abtissin (Priorin) konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Auch Welzel in seiner „Geschichte der Stadt Ratibor“ kennt sie nicht.

Mit ihren im zersinkenden Buchwasser der Sümpfe aufgebauten Burgen verschwand auch, trotz der einflußreichen Stellung des Rittertums in der Mark, das Andenken an die einstigen Besitzer. Nur die bereits im Jahre 1466 urkundlich erwähnte, an der Stobberow unweit Reichenberg gelegene Eyhendorfer Mühle erinnert noch heute an den ausgedehnten Grundbesitz jener mittelalterlichen Herren.

Nachdem die im Jahre 1631 wütende Pest fast alle Mitglieder der Familie hinweggerafft hatte, ist das Geschlecht gegen Ende des 17. Jahrhunderts in der Mark gänzlich erloschen. Einige seiner Angehörigen hatte der 30 jährige Krieg in das Fürstentum Jägerndorf geführt, wo sie sich ansiedelten und zu neuer Blüte gelangten. Die Wiege der Eyhendorff in Schlessien wurde das zwischen Troppau und Beneschau gelegene Deutsch-Krawarn. Im Jahre 1626 hatte sich der Kaiserliche Rittmeister im Kürassierregiment Jung³⁾ Jakob von Eyhendorff mit Veronika Maria, Erbtöchter des bekannten Adepten und Günstlings zweier Kaiser, Michael Sendivon, Freiherrn von Skorfau⁴⁾ vermählt. Bald nachher verheerte Mansfeld mit seinen berüchtigten Scharen unter anderem auch das Hultschiner Ländchen, bei welcher Gelegenheit das Schloß und die herrschaftliche Brauerei vollständig ausgeplündert wurden. Später wurde das Fürstentum durch schwedische Truppen wiederholt schwer heimgesucht. Gegen Ende des Krieges brandschakte General Königsmark, Jägerndorf und erst zwei Jahre nach Abschluß des Friedens räumten die feindlichen Horden das Land, wo sie wie im Kriege auf Kosten der ausgepreßten Bevölkerung gelebt hatten.

Zur Bestreitung der durch die Besetzung des Landes und die Verproviantierung des kaiserlichen und schwedischen Heeres entstehenden Kosten wurden in erster Linie die Stände herangezogen, die man zur Zahlung der zwei bis dreifachen Abgaben zwang.

Die Schäden, die der 30 jährige Krieg in den schlesischen Landen angerichtet hatte, spotteten jeder Beschreibung. Handel und Wohlstand waren vernichtet, die Bevölkerungszahl erschreckend gesunken, die Saaten zerstampft. Aber größer noch als die Verwüstungen war vielfach die sittliche Verwilderung der Überlebenden.

1636 erhielt Jakob von Eyhendorff nach seinem Schwiegervater die Güter Deutsch-Krawarn und Kauthen,⁵⁾ vermehrte den Grundbesitz noch durch den Erwerb von Wrbkau, wurde fürstlich Lichtenstein'scher Rat, Landeshauptmann und Oberstlandkämmerer des Fürstentums Jägerndorf. Im

³⁾ Johann Gottfried von und zu Jungen war Kommandeur eines in schlesischen Garnisonen stehenden Reiterregiments, das 1643 aufgelöst wurde.

⁴⁾ Eine Zusammenstellung der Literatur über den berühmten Goldmacher und Gelehrten enthält die von E. Zibrt (Prag 1900—11) herausgegebene Bibliografie české historie III 523—36. In seiner Erzählung „Die Adepten“ (Erzählungen, Freiburg i. B. 1881) schildert Ludwig Aurbacher die Lebensschicksale des schottischen Alchimisten Setonius und des mit ihm befreundeten Sendivon und sucht uns diese, trotz aller Verirrungen um die Wissenschaft vielfach verdienten Männer menschlich näher zu bringen. — Das Wappen dieses erloschenen Geschlechts befindet sich auf der von Jakob v. Eyhendorff gestifteten großen Glocke an der Pfarrkirche zu D.-Krawarn.

⁵⁾ Die Nutzungen der beiden Güter beliefen sich damals nach der Steueransage auf 11 200 Taler, wovon 7 % an Steuern zu entrichten war.

Jahre 1660 kam es zu ernstern Zerwürfissen zwischen den Landeshauptleuten von Jägerndorf und Troppau einerseits und der vom Fürsten Karl Eusebius eingesetzten Statthaltereier andererseits. Mit Nachdruck wies Jakob von Eichendorff darauf hin, daß es sich hier um schwere Eingriffe in die Privilegien und Rechte der Stände handele, solle doch sogar, wie er höre, der Statthalter in Zukunft bei seiner Ankunft in Troppau mit Trompetenschall empfangen werden, ein Vorrecht, das nur dem Landeshauptmann zustehe. Schon nach einem Jahre mußte die neue Einrichtung dem entschlossenen Widerstande der Stände weichen. Am 23. Januar 1667 starb der Schloßherr und fand in der von ihm erbauten Totenkapelle der Pfarrkirche in Deutsch-Krawarn seine letzte Ruhestätte. Seine beiden Brüder Heinrich und Adolf werden in dem 1641 errichteten Testament der Veronika Maria von Eichendorff noch als lebend erwähnt. Über der Sakristeitüre der im Jahre 1896 abgebrochenen alten Pfarrkirche befand sich ein kunstvoll ausgeführter Eichendorffscher Wappenstein aus weißem schlesischem Marmor mit folgender Inschrift:

JACOB VON EICHENDORF AVF CRAWARN VNDT CAUTHEN.
FVERSTL.: LICHTENSTEIN.: RATH. LANDESHAVBTMAN V. OBRIST:
LANDESCAMMER: D. FVERSTENT: JAEGERND. 1661.

Im Besitz der Güter folgte nach dem kinderlosen Absterben Jakob von Eichendorffs dessen Nefte Hartwig Erdmann, der der Stammhalter der schlesischen Eichendorff wurde. Dieser verkaufte 1651 den vom Vater erbten Anteil an dem im Sternbergischen Kreise, wo er das Amt eines Landesältesten bekleidet hatte, gelegenen Gute Zerbow, war bis 1649 kaiserlicher Offizier und vermählte sich 1653 mit der Witwe des 1651 gestorbenen Franz Orlik Freiherrn von Lazyska, Sidonie, geborenen von Barisch und nach deren Tode mit Anna Helene Gräfin von Praschma. Nach erfolgter Ahnenprüfung wurde Hartwig Erdmann 1657 in den Herrenstand des Markgrafentums Mähren aufgenommen, nachdem er am 20. Januar 1655 das bei Freiberg in Mähren gelegene bischöfliche Lehnsgut Sedlnitz gekauft hatte.

Im Jahre 1669 brach ein Aufstand der durch den 30 jährigen Krieg schwer geschädigten Untertanen von Krawarn und Cauthen wegen vermeintlicher Überbürdung mit Frondiensten aus. Wurde der Aufstand schließlich auch mit Waffengewalt unterdrückt und die Rädelsführer zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt, so hatten die jahrelangen Zwistigkeiten und Unruhen doch zweifellos schwere wirtschaftliche Störungen für die Gutsherrschaft im Gefolge.

Hartwig Erdmann wurde Rat des Fürstbischofs von Olmütz sowie des Fürsten Liechtenstein, Oberstlandrichter des Fürstentums Jägerndorf, kaiserlicher Rat und Lehnrechtsbeisitzer im Markgrafentum Mähren.

Am 31. Oktober 1676 erfolgte seine Ernennung zum Landeshauptmann, am 10. März 1679 wurde er durch Kaiser Leopold in den alten Herren- und Freiherrenstand des Königreichs Böhmen erhoben. Die Amtstätigkeit Hartwig Erdmanns war, ebenso wie diejenige seines Oheims, erfüllt von den Wirren der sogenannten Gegenreformation. Die von der kaiserlichen und fürstlichen Regierung angeordneten Maßnahmen waren bis dahin in einem großen Teile des Fürstentums ohne erheblichen Widerstand zur Durchführung gekommen. Gegen die sich nicht gutwillig Fügenden beschloß man nunmehr mit größerer Strenge vorzugehen. Ausschließung des akatholischen Adels von den Landesämtern, die Vormundschaft und dem Gutskauf wurde in einer neuen Landesordnung festgesetzt.^{*)} Von allen Seiten kamen Beschwerden an den Landeshauptmann. Dieser scheint trotz seiner streng kirchlichen Richtung eine vermittelnde Stellung eingenommen zu haben. Im Jahre 1679 sah er sich genötigt, gegen den von den Missionären wider ihn erhobenen Vorwurf der zu großen Nachsicht bei dem fürstlichen Oberamt Verwahrung einzulegen.

In die Fußtapfen seines frommen Oheims tretend, machte Hartwig Erdmann im Jahre 1676 eine nicht unerhebliche Stiftung zur besseren Dotierung des Ortspfarrers. Auch die Kirchenbilder ließ er auf seine Kosten erneuern. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich hier um Übermalung von Bildern aus der lutherischen Zeit. Beim Abbruch der alten Pfarrkirche im Jahre 1896 fand man über dem Marienaltar ein sehr schönes Muttergottesbild, welches übertüncht und durch ein Lutherporträt ersetzt war, das wiederum einem anderen Bilde hatte weichen müssen.

Nach seinem 1682 erfolgten Ableben gingen die Güter in den Besitz des im Jahre 1657 geborenen Sohnes Ferdinand Burchard über. Dieser wurde kaiserlicher und fürstlicher Rat, sowie Lehnrechtsbeisitzer und vermählte sich mit Anna Hedwig, Tochter des Landeshauptmanns von Jägerndorf, Heinrich Matuschka von Toppolczan auf Kaldaun, Muchwitz und Jacobsdorf. Im Jahre 1696 stiftete er einen Altar in der Eichendorffschen Grustkapelle und machte hierzu eine Fundation zugunsten der Ortspfarrei. Seiner Gattin vermachte er durch Testament vom 20. Februar 1692 außer einem angemessenen Kapital die beste Carrete mit 6 Pferden, einen Kutscher, einen Vorreiter, zwei Lakaien, zwei Kammerzofen, „das zum Frauenzimmerschmuck gehörige Gold und Silber“, bestimmte Mobilien, sowie eine bequeme Wohnung in seinem Hause zu Troppau.

Ferdinand Burchard starb am 27. September 1699 und wurde in der Krawarner Grustkapelle bestattet. Als bald nach seinem Ableben wurde

*) Die Abschrift verdanke ich Herrn Archivdirektor Prof. Dr. A. Nowak in Breslau, für Geschichte und Kulturgeschichte Oesterr.-Schlesiens V 2.

auf Antrag der Witwe ein amtliches Verzeichnis derjenigen Gegenstände des Nachlasses aufgenommen, die nach der letztwilligen Verfügung des Erblassers nicht in den Besitz der Gattin übergingen. Vom kulturhistorischen Standpunkte aus dürfte es vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein, bei dieser Gelegenheit einen Blick in den Garderobeschrank eines vornehmen Kavaliers des 17. Jahrhunderts zu werfen. An Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken (die Uniformen sind nicht erwähnt) waren damals vorhanden: dunkelbrauner Rock mit goldenen Knöpfen, nebst Weste aus Gold und Silber durchwirktem Seidenstoff, schwarzer Rock mit gleichfarbiger Weste, silberfarbiger Rock mit seidenen Knöpfen, grüner, gefütterter, polnischer Rock, grauer passpoilierter deutscher Pelz, drei Mäntel, davon einer scharlachrot mit goldenen Schnüren, Schlafpelz, silberfarbige Atlasweste mit silbernen Borten und Fransen, grüne, rote und mehrfarbige Brokatwesten, lederne Unterjacken mit vergoldeten Knöpfen, Unterfleider aus rotem Samt, braunem und schwarzem Tuch, Hüte mit goldenen Borten und rotem Federbusch, seidene Strümpfe, mit Gold und Silber durchstickte lederne Handschuhe, Schlafhaube von Goldbrokat, blonde Perücken, silberne Degengehenke mit silbernen Fransen, Leibgeheuk mit goldenen Borten, mit Silber ausgelegte Degen, solche von Silber und silber-vergoldete Degen. Schußwaffen, wie Flinten, Stutzen, Karabiner, Musketen, Flintenpistolen aller Art, Perserpistolen, Terzerols, Teshins, Feldschlangen, Mörser, Feldstücke aus Messing, Partisanen, altdeutsche und deutsche Kappier-Degen, Kurzgewehre, türkische Waffen usw. waren in großer Zahl vorhanden.

In einem Diarium der Jesuiten in Piekar bei Beuthen finden sich Eintragungen,⁷⁾ nach denen am 13. September 1697 den Wallfahrtsort besuchten:

„Postarius Oppaviensis⁸⁾ cum juniore barone de Eichendorff et filio consulis Oppaviensis“ und im Jahre 1698 „dominus nobilis Eichendorff cum sua.“

Von den beiden Söhnen Karl Maximilian und Johann Rudolf Franz, geboren am 10. März 1687, erhielt dieser die schlesischen Güter mit Ausnahme des bereits von Ferdinand Burchard verkauften Brbkau, und überließ 1709 dem Bruder und dessen Erben seinen Anteil an Sedlnitz.

Karl Maximilian gründete einen besonderen mährischen Zweig des Geschlechts, der indessen 1795 wieder erlosch. Johann Rudolf, welcher sich noch ziemlich jung mit Anna Margarethe, Tochter des Hauptmanns Johann Theodor Smerowsky von Vidkovic und der Maria Elisabeth Pott, Freiin von Lubras, vermählt hatte, erbaute 1721, wie Jahreszahl und Wappen an demselben bezeugten, in Deutsch-Krawarn ein geräumiges Schloß mit

⁷⁾ Die Abschrift verdanke ich Herrn Prof. Dr. A. Rowack in Breslau.

⁸⁾ Troppau.



Eichendorffschloß in Deutsch-Krawarn.

einer aufs prunkvollste ausgestatteten, durch zwei Geschosse reichenden Kapelle, deren Gewölbe in Fresko gemalt und deren Pilaster und Türgewände aus Marmor hergestellt wurden. Von besonderer Schönheit ist auch der Skulpturenschmuck des Portales, der wahrscheinlich von dem bedeutenden Troppauer Bildhauer Lehnert ausgeführt worden ist, demselben Meister, dem wir das Epitaph des Fürsten Karl von Liechtenstein in der Pfarrkirche zu Troppau verdanken.⁹⁾

Der Volksmund erzählt, daß der Erbauer des Schlosses, als er einst seine Gäste fragte, wie ihnen das neue Bauwerk gefiele, von seinem Bruder, der Bischof gewesen sein soll, die Antwort erhielt: „Bruder, es ist schön hier, du hast jedoch, als du hier einzogst, vergessen, die Pforte hinter dir zu vermauern, auf daß sie dich niemals hier hinaustragen.“

Der alte Rittersitz mit seinen Appertinenzen, von dem nur noch einige Grundmauerreste erhalten sind, stand etwas westlich des neuen Schloßgebäudes. Er war in quadratischer Form gebaut. Von den vier Stodwerken waren zwei gemauert, die beiden oberen bestanden aus Holz. In unmittelbarer Nähe des Schlosses erhob sich im Jahre 1700 ein aus Holz errichteter ziemlich baufälliger Meierhof, auf dessen Grund und Boden ein gemauertes Brau- und Dörrhaus nebst „Spillke“ und Bierkeller stand. Eine gemauerte Schäferei, das Wohnhaus des Schäfers und vier Scheuern vervollständigten das Gesamtbild der Schloßanlage. Der Schäferwohnung gegenüber lag das für den Amtmann bestimmte sogenannte „Neue Gebäude“. An den Meierhof schloß sich ein Baum- und hinter diesem ein Lustgarten an. Neben den Scheuern befanden sich ein Gemüsegarten und zwei Hopfenanlagen.

Im Jahre 1730 erwarb Johann Rudolf für 27 000 Gulden Groß-Dubensko, Gieraltowitz und Ellgut-Gleiwitz, verkaufte indessen diese etwas entlegenen Güter nach einigen Jahren zum Gesamtpreise von 29 000 Talern. Nach dem Ableben der Gattin (1747), die sich durch Stiftungen um die Arawarner Pfarrkirche verdient gemacht hatte, bat Johann Rudolf, da ein königliches Edikt die Privattrauer für Gatten auf ein halbes Jahr begrenzt hatte, diese auf ein volles Jahr ausdehnen zu dürfen.

Die schlesischen Kriege, in denen die Fürstentümer abwechselnd von preußischen und österreichischen Truppen besetzt waren, brachten dem Grundherrn schwere wirtschaftliche Störungen.

Johann Rudolf, der im Jahre 1724 zum Oberstlandkämmerer ernannt worden war, entschlief am 10. November 1750 und wurde zwei Tage später in der Eichendorff'schen Gruft beigesetzt. Von fünf Kindern überlebten ihn nur zwei.

⁹⁾ Mitteilung des Museumdirektors Dr. E. Braun in Troppau.

Der älteste Sohn Rudolf Johann Josef Dominik Anton war am 3. August 1711 zu Deutsch-Krawarn geboren. Er übernahm die auf 260 000 Gulden geschätzten väterlichen Güter und zahlte seinem Bruder Gottlieb Leopold die Hälfte des Tagwertes aus, wofür dieser die Herrschaft Tworkau erwarb. Zur Auszahlung des erforderlichen Kapitals sah sich Rudolf Johann genötigt, größere Summen auf seinen Besitz aufzunehmen. Da die Güter zudem, wie bereits erwähnt, in den Kriegsjahren schwer heimge sucht worden waren, ist es erklärlich, daß sie auf die Dauer nicht mehr zu halten waren. Im Jahre 1782 kaufte sie der Oberst-Hofmarschall Graf Anton von Schaffgotsch für 251 000 Gulden. Rudolf Johann hatte sich am 26. November 1759 mit Johanna geb. von Salisch vermählt, die am 18. September 1798 in Radoschau starb und in der dortigen Kirche beigesetzt wurde. Der Gatte war ihr bereits am 11. Januar 1767 im Tode vorangegangen.

Die Selbstbiographie Rudolfs von Eichendorff, des jüngsten Sohnes Rudolf Johanns, enthält die Schilderung einer nach Beendigung des bayerischen Erbfolgekrieges zu Ehren des Herzogs Friedrich von Braunschweig in Krawarn veranstalteten Festlichkeit, an der über dreihundert Personen teilnahmen.¹⁰⁾ Der Bericht dürfte als Beweis für die Großzügigkeit der Lebensführung, die damals in der Familie Eichendorff Platz gegriffen hatte, Beachtung verdienen.

„Die Tafel wurde im Garten in den majestätischen Buchenpalieren arrangiert, welche von schönen hohen Fichtenpyramiden, zwischen denen sich springende Fontänen befanden, unterbrochen wurden. Um das Herabfallen von Unreinigkeiten zu vermeiden, wurde der zusammengewachsene Buchenplafond mit vielen hundert Ellen weißer Leinwand austapeziert. Mit großem Vergnügen saßen die hohen Gäste an diesen Prachttafeln und brachten Toaste aus auf Friedrich den Großen, der aber schon in Berlin war, und auf alle an der Tafel sitzenden Prinzen, Herzöge und Gäste. Man überließ sich ganz der Freude über den erlangten Frieden. Herzog Friedrich von Braunschweig brachte einen Gesundheitstrunk auf das Wohlergehen meiner Mutter aus und erbat sich, mich, der ich neben meiner Mutter am Tische saß, nach Berlin mitnehmen und in die Zahl seiner Pagen aufnehmen zu dürfen . . .“

In gleicher Weise dürfte ein im ehemaligen R. K. Kriegsarchiv in Wien aufbewahrter Bericht des Generalmajors Philipp Lewin Freiherrn von Beck vom 11. Januar 1757 des Interesses nicht entbehren, indem er den Beweis dafür erbringt, daß der Bildungsgrad des Landadels und des Offizierkorps der damaligen Zeit nicht auf der niedrigen Stufe stand, wie

¹⁰⁾ Oberösl. Heimat II 1.

vielfach angenommen wird. Der Bericht lautet: „Baron von Eichendorff, aus Schlesien gebürtig, 35 Jahre alt, katholisch, ledig, hat vorher unter dem Serbellonischen Kürassierregiment als Kadett und Unteroffizier, bei diesem Korps oder Kompagnie hingegen erst eine kurze Zeit gedient, versteht den allerhöchsten Dienst vollkommen gut, ist sonst von guter Konduite und in allem brav, redet und schreibt deutsch, lateinisch, kroatisch und französisch, wird gut bei dieser Zeit können gebraucht werden, weil er in den schlesischen Landen vollkommen kundig ist.“ — Der Vorschlag des Generalmajors von Beck wurde genehmigt und der Korporal Freiherr Friedrich von Eichendorff zum Kornet in der ins Feld gerückten Kompagnie des Warasdiner Husarenkorps ernannt.

Von den Kindern Rudolf Johanns kommt hier nur der Vater des Dichters, der am 7. Januar 1756 zu Krawarn geborene Adolf Theodor Rudolf in Betracht.¹¹⁾ Dieser trat nach Ausführung der damals üblichen Kavaliereise auf Veranlassung der Obervormundschaft als Fahnenjunker in das Falkenhaynsche Füsilierregiment in Breslau ein. Während des bayerischen Erbfolgekrieges, zu welchem das Regiment im April 1778 ausrückte, erhielt er am 8. August desselben Jahres ein Patent als Sekondleutnant. Der durch vorteilhaftes Äußere und hohen Wuchs ausgezeichnete Offizier wurde von Friedrich II., dem er bei einer Truppenbesichtigung aufgefallen war, zur Versetzung in das 1. Gardebataillon vorgemerkt. Dies entsprach jedoch keineswegs den Absichten Adolfs, der Landwirt werden wollte und sich zu verheiraten gedachte. Er betrieb daher seinen Abschied, den er nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten am 5. September 1784 erhielt. Bald darauf (am 23. November) erfolgte seine Vermählung mit Karoline Freiin von Kloth, der einzigen Tochter des Majors Karl Wenzel von Kloth auf Lubowitz und Radoschau und der Maria Eleonore geb. von Hahn. Im nächsten Jahre übernahm er von seinem Schwiegervater die beiden vorgenannten Güter zum Preise von 128 000 Talern, kaufte 1791 die Herrschaft Loß-Beiskretscham für 346 000 Taler und 1793 die auf beiden Seiten der Oder sich ausdehnende Herrschaft Slawikau, wozu Grzegorzowitz, der Oderwald, Summin und Gurek gehörten, für 106 000 Taler. Gleichzeitig wurde er infolge des Aussterbens der mährischen Linie des Geschlechts Mitbesitzer des Lehngutes Sedlnitz.

Die 1798 begonnenen und vom Jahre 1800 ab regelmäßig geführten Tagebücher Joseph von Eichendorffs geben uns ein anschauliches Bild der feudalen Lebensführung vornehmer Adelsfamilien um die Wende des 18. Jahrhunderts. Das halb tolle, halb feierliche Leben auf dem Eichendorffschen Stammschlosse Lubowitz und den umliegenden Gütern steigt, wie

¹¹⁾ Vergl. auch meinen Artikel „Eichendorffs Vater“ im Eichendorff-Kalender 1922.

es im Vorworte zum Tagebuchbände der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe heißt, lebendig und bezaubernd aus den vergilbten Blättern empor. Wie ein Lichtbild, das widerhallt von Schlittengeläute und Jagdhornklang, Schmausereien, Maskeraden und ausgelassenen Streichen, rollt die früheste Jugend des Dichters hier vor unseren Augen auf. Vor allem waren es die Offiziere des im benachbarten Ratibor garnisonierenden Kürassierregiments, die dem gesellschaftlichen Verkehr ein überaus bewegtes farbenprächtiges Gepräge verliehen. Kürzere oder längere Zeit in Lubowitz verweilende bedeutende Persönlichkeiten gaben reiche Anregung und trugen viel dazu bei, das Leben der Schloßbewohner zu vertiefen.

Loß-Beiskretscham ging bereits im Jahre 1797 für 594 000 Taler in den Besitz des Grafen Franz Adam von Gaschin über. Das auf steilem, waldbewachsenem Hügel gelegene großartige Schloßgebäude, nach der Marienburg wohl die größte Burganlage im deutschen Osten, war von der Familie Eichendorff wiederholt als Sommeraufenthalt benutzt worden. Auf die beiden Söhne Adolfs hatte die romantische Burg mit ihren 12 Kuppeln, Springbrunnen, Grotten und Ziergärten, die 1811 ein Raub der Flammen wurde, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich Joseph von Eichendorff mit dem Gedanken, Bilder aus seiner Jugendzeit, in denen Schloß Loß eine bedeutsame Rolle spielte, poetisch zur Darstellung zu bringen.¹²⁾

Trotzdem es dem tätigen und umsichtigen Schloßherrn gelungen war, durch rationelle Bewirtschaftung die Erträgnisse von Lubowitz und Radoschau zu verdoppeln, war der Zusammenbruch der schlesischen Besitzungen nicht mehr aufzuhalten. Durch Subhastation ging im Jahre 1823 Lubowitz, 1824 Radoschau und 1831 Slawikau in fremde Hände über. Der Glanz des Hausstandes¹³⁾ und die langjährigen schweren Kriegslasten hatten den Grundbesitz mit Schulden überbürdet. Hierzu kam, daß die Instandsetzung der von Karl Wenzel von Kloth übernommenen Güter, die dieser in ver-

¹²⁾ In seinem Entwurf zum „Bilderbuch aus meiner Jugend“ gibt uns der Dichter eine kurze Beschreibung des Schlosses, von dem eine Abbildung leider nicht erhalten ist: „... Schloß mit vier Türmen in jeder Ecke, Galerien, Sälen mit den 7 Kurfürsten an der Decke. Rings an den Seiten des Berges war Wald. Damhirsche weideten, und unten lag der Ziergarten gezirkelt ...“ „... Altes gespensterhaftes Schloß. Wie ein Märchen aus alter Zeit ...“

Einer Anregung des „Oberschles. Kulturverbandes“ folgend, haben die Führer der obereschles. Jugendbewegung kürzlich in Loß beschlossen, die Burg für die kulturelle Aufbauarbeit nutzbar zu machen.

¹³⁾ Von geradezu überraschender Freigebigkeit zeigte sich Freiherr Adolf von Eichendorff, wenn es sich um Repräsentationszwecke handelte. So erfolgten die mannigfachen größeren Reisen in einer Reihe stattlicher Wagen mit allem schwerfälligen Prunk der damaligen Zeit unter Mitnahme von Vorreitern, Jägern, Haiducken und Josen.

müftetem Zustande gekauft und nicht hatte herstellen lassen, sowie die Fertigstellung des vom Vorbesitzer begonnenen Schloßbaues in Lubowitz so hohe Summen verschlangen, daß Adolf von Eichendorff sich zur Aufnahme von Darlehen genötigt sah. Hierbei ist er, wie aus einer noch erhaltenen Immediateneingabe hervorgeht, jüdischen Wuchern aus Breslau und Ratibor in die Hände gefallen und von ihnen in maßloser Weise übervorteilt worden. Auch zur Melioration von Loß-Beiskretscham wurden zweifellos große Summen verwendet, so daß von dem beim Verkauf scheinbar erzielten Riesengewinne von 248 000 Talern gewiß nicht unerhebliche Abstriche zu machen sein werden.

Adolf von Eichendorff, welcher 1793 Landesältester geworden war, starb am 27. April 1818 an Lungenlähmung. Seine Gattin folgte ihm am 15. April 1822 im Tode nach.

Über die Eltern des Dichters sind uns mehrere wertvolle Urteile erhalten. Nach dem Zeugnis Hermann Freiherrn von Eichendorffs¹⁴⁾ war sein Großvater ein Mann von gediegener, doch mehr praktischer Bildung, klarem, ruhigem Verstande, fromm und ehrenfest in Wandel und Gesinnung, dabei mitten im Luzus eines oft verschwenderisch reichen Lebens für seine eigene Person bis zur Sonderbarkeit einfach und anspruchslos und von einer Herzensgüte, die vielleicht nur zu oft mißbraucht worden ist. Durch den frühen Tod der Eltern¹⁵⁾ schon als Knabe verwaist und unter fremden Leuten aufgewachsen, suchte er den Segen eines glücklichen Familienlebens, den er selbst entbehrt, später als sein kostbarstes Kleinod sich zu wahren und war seiner Familie jederzeit ein musterhafter Gatte und Vater. Empfänglich für alles Hohe und Schöne, wo er es auch traf, und nicht selten überraschend genial in seinem Urteil, blieb er einer begeisterten Auffassung doch in gewisser Befangenheit durchaus fremd, alles Außergewöhnliche im Leben, insbesondere auch die Dichtkunst, mehr achtend als begreifend.

Eine geistvolle, lebendige, überall entschieden und tätig eingreifende Dame war dagegen seine Gattin, die von bedeutender Schönheit, Geselligkeit und heiteren Glanz gern um sich sah und zu verbreiten wußte, wenn gleich auch ihr eine eigentlich poetische idealistische Richtung, die hervorragende Gabe ihrer sämtlichen Kinder, versagt war.

In seinem Jugendroman „Ahnung und Gegenwart“, in dem sich bekanntlich des Dichters eigenes Leben mit seinen Freuden und Nöten in poetischer Verklärung spiegelt, hat uns Joseph von Eichendorff in dem Herrn v. A. und dessen Schwester ein Bild seiner Eltern entworfen. Hiernach war der von seinen Söhnen vergötterte und wegen seiner Leutseligkeit

¹⁴⁾ Josef Freih. v. Eichendorffs sämtl. poet. Werke IV 426 ff.

¹⁵⁾ Die Mutter starb erst 1798 in Radoschau. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters lag die Erziehung in den Händen ständig wechselnder Vormünder.

von seinen Untergebenen allgemein verehrte Vater ein großer, ernster, schweigender Mann, dem jeder Zwang und jede Affektation, die er in geistreicher Weise zu verspotten pflegte, in der Seele verhaßt war. „Er war einer von jenen, die, durch einseitige Erziehung und eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen ermüdet, den lebendigen Glauben an Poesie, Liebe, Heldennut und alles Große und Ungewöhnliche im Leben aufgegeben haben, weil es sich so ungefüge gebärdet und nirgends mehr in die Zeit hineinpassen will. Zu überdrüssig, um sich diese Rätsel zu lösen, und doch zu großmütig, um sich in das wichtigtuende Nichts der anderen einzulassen, ziehen sich solche Menschen nach und nach kalt in sich selbst zurück und erklären zuletzt alles für eitel und Affektation.“

Für die Dichtkunst zeigte Adolf weder Neigung noch Verständnis, wenn er auch, wie sein Sohn bemerkt, eine heilige Scheu vor allem hatte, womit es einem Menschen ernst ist. Seine Gattin war nach derselben Quelle eine kluge, geschäftige, tätige Hauswirtin von lebhafter, heiterer aber etwas heftiger Gemütsart.

Daß in der Schwester des Herrn v. A. tatsächlich die Mutter des Dichters geschildert wird, beweist ein noch unveröffentlichter Brief Luise von Eichendorffs vom Jahre 1858. Darin heißt es, daß ihr der Vater als ein großer, stiller, in sich gefehrter Mann vorschwebte und daß die sehr kluge, lebendige, tätige und immer mutige Mutter durch ihre Charakterisierung in „Ahnung und Gegenwart“ gekränkt gewesen sei.

Auch in Josephs von Eichendorffs Tagebüchern finden sich Stellen, die für die Beurteilung der Charaktereigentümlichkeiten der Eltern nicht ohne Wert sind, so zum Beispiel die Notiz vom 10. September 1803, nach der Adolf von Eichendorff durch die schwere Erkrankung seines Töchterchens derart erschüttert war, daß er, weil zu befürchten war, er könne den Tod nicht ohne Nachteil für seine Gesundheit ertragen, Lubowitz verlassen mußte, während die Mutter in leidenschaftlicher Erregung die Leiche des Kindes immer wieder an sich drückte und küßte. — Vergleicht man die uns überlieferten Charakter schilderungen des Schlossherrn und seiner Gattin, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß die prunkvollen Gastereien und das ganze geräuschvolle Treiben in Lubowitz mit den Neigungen des ersteren sicherlich nicht in Einklang standen und daß die „festesfrohe Eichendorffsche Zeit“ lediglich eine Schöpfung der Hausfrau war. Die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt uns Adolfs Bruder Rudolf, indem er an irgend einer Stelle zum Ausdruck bringt, daß jener der von ihm „narrisch geliebten Frau“ keinen Wunsch abzuschlagen vermocht habe.

Von den übrigen Vorfahren des Dichters ist uns Näheres nur über die Großeltern mütterlicherseits bekannt. Der Großvater Karl Wenzel Freiherr von Bloch war am 4. Januar 1726 zu Bujakow geboren. Ein in

den „Schlesischen Provinzialblättern“ veröffentlichter Nachruf schildert uns den am 24. Mai 1799 Verstorbenen als einen klugen, edelgesinnten und außergewöhnlich gebildeten Mann von heiterer Gemütsart. Nach der erwähnten Quelle trat Karl Wenzel nach Abschluß seiner Gymnasialstudien 1746 als Fähnleinführer in das Schwerinsche Regiment in Breslau ein, wo er bis zum Stabskapitän aufrückte. Infolge einer Verwundung, die ihn zum Dienst im Felde untauglich machte, trat er 1764 als Major in den Ruhestand, verheiratete sich drei Jahre später mit Maria Eleonore geb. von Hahn und widmete sich fortan ausschließlich der Verwaltung der von seiner Gattin erworbenen Güter Lubowitz und Radoschau. Die in erster Ehe mit dem Grottkauer Landrat Johann Wenzel von Studnitz vermählte Großmutter des Dichters scheint eine tief religiöse, energische aber etwas pedantische und überkorrekte Frau gewesen zu sein. Sie starb am 25. Dezember 1809 im 74. Lebensjahre zu Lubowitz. In den Tagebuchaufzeichnungen des Enkels wird ihrer meist in wenig sympathischer Weise gedacht.

Zur endgültigen Beantwortung der Frage, aus welchen Quellen die ausgesprochene dichterische Veranlagung Joseph von Eichendorffs und seiner Geschwister¹⁹⁾ herzuleiten ist, reicht das bisher erschlossene urkundliche Material bei weitem nicht aus. Die meisten Zusammenhänge dieser Art werden wohl auch für immer in tiefes Dunkel gehüllt bleiben. Handelt es sich doch vielfach um Charakterzüge und Wesenseigentümlichkeiten, die nicht auf eine bestimmte Persönlichkeit zurückzuführen sind, sondern nur in der Blutmischung ganz verschieden gearteter Menschen ihre Erklärung finden.

Die Behauptung Schopenhauers, daß der einzelne Mensch den Charakter vom Vater, den Intellekt aber von der Mutter zu haben pflege, scheint sich bei Eichendorff zu bewahrheiten. Die dem Dichter eigentümliche Anspruchslosigkeit und Wiederkeit ist zweifellos ein Erbe des Vaters. Bei beiden vereinigt sich mit ernster Pflichttreue, Selbstbewußtsein und Charakter-

¹⁹⁾ Im 9. Hefte der von Jedor von Zobelitz herausgegebenen „Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten“ hat R. Pissin eine Anzahl Gedichte Wilhelm v. Eichendorffs veröffentlicht. (Vgl. auch H. Nowack's Abhandlung „Eichendorffs Herzensbruder“ im Eichendorff-Kalender 1921). — Der bekannte Mediziner Hermann Friedländer, der Eichendorff in Junsbrunn kennen lernte, erzählt in seinen „Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816“, daß Philipp (Beit) hier einen Freund, den Baron v. E., wiedergefunden habe, dessen Gesellschaft ihre Tage dort zu den heitersten und schönsten mache, die sie jemals genossen. Es heißt dort u. a.: „Und dann die herrlichen Abende bei E.! Er wohnt unmittelbar am Jun, den höchsten Bergmassen gegenüber, . . . Gern sehe ich dort hinan, indes E. seine schönen Romanzen zur Gitarre singt, vom geheimnisvollen Rauschen des Flusses begleitet.“ — Auch Luise von Eichendorff hatte eine ausgesprochene künstlerische Begabung. „Man sieht,“ so schrieb ihr einmal Adalbert Stifter, „daß Sie einer Dichtersfamilie angehören, daß Sie die Schwester Ihres Bruders sind. Aber Sie sind noch gegenständlicher, als er es in seinen Erzählungen ist . . .“

festigkeit, ein alle Widerwärtigkeit des Lebens überwindender Humor. Ebenso zeigt sich bereits beim Vater eine gewisse Weichherzigkeit und jene seine Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, die den Sohn zum Dichter werden ließ.

Eigenschaften, die der Dichter mit allen seinen bekannten väterlichen Ahnen gemeinsam hat, sind ein echt kirchlicher Sinn, sowie jene Zähigkeit und fernhafte Tüchtigkeit, die das Geschlecht befähigte, trotz mannigfacher schwerer Schicksalschläge immer wieder neuen Boden zu gewinnen. Gleich ihren obereschlesischen Landsleuten besaßen auch die Eichendorff von jeher neben besonnener Gediegenheit und einer gewissen Zurückhaltung im Verkehr mit Fremden, eine oft mit rheinischer Beweglichkeit verbundene liebenswürdig heitere Gastlichkeit.

In seiner trefflichen Abhandlung „Das Geschlecht von Eichendorff“¹⁷⁾ hebt Dr. Paul Reh mit Recht hervor, daß auch der Boden, den die Familie erworben hatte, der Verkehr, in den der Dichter hierdurch versetzt wurde, seine Wesensart beeinflusst hat. „In den lieblichen Oderlandschaften mit ihrem Wechsel von Wald und Feld, von Hügel und Stromaue, wo bald geheimnisvolles Walddunkel den Blick zurückbannt in das Innere, bald eine lachende Aussicht ihn herauslockt in die Ferne, hier gewann er jene innige Verührung mit der Natur, hier lernte er auf ihre Stimmen lauschen, auf Lerche, Nachtigall und Schwalbe und jene geheimen aus einer andern hinter der Welt der Erscheinungen stehenden Welt, die nur der Dichter hört; hier wurde ihm die Natur jenes geheimnisvoll Beseelte, wie es echt dichterisch angeschaut in seiner unvergleichlichen Natursprache sich darstellt. Das Rauschen des obereschlesischen Waldes, die reizvolle Hügelandschaft der Heimat, das weiße Schloß über der Wipfel Dunkeln, der Blick von der Schloßterasse auf die Oderniederung mit dem hier und da aufblühenden Silberbande des Stromes, der Blick auf die waldigen Höhen gegenüber und bis an die blauen Berge, alle diese Erscheinungen sind so fest im Gedächtnisse des Dichters eingewurzelt, daß seine Phantasie sie in seinen Gedichten und Erzählungen in immer neuen Bildern wiedergebar.

Ortschaften wie die Colonnaburg in Tost, die Trümmer auf der Sandecke zogen den Geist des jungen Eichendorff mit Macht in die Vergangenheit und bereiteten die künftige romantische Versenkung in des Volkes Vorzeit vor. Die Fernsichten ließen zuerst die Stimmen der Reiselust in ihm erklingen, die kaum einer so packend wiedergegeben hat als gerade Eichendorff; sie legten auch den Grund zu jener tieferen romantischen Sehnsucht nach einem geheimnisvollen Ziele jenseits der Welt der Erscheinungen. Das rege, lustige, lärmende Gesellschaftstreiben, in das der junge Dichter

¹⁷⁾ Oberschlesien VI 8.

durch seine Familie gestellt war, gab ihm jene gesättigte lebensfreudige Stimmung, die ihn für die Eindrücke der Natur doppelt empfänglich machte; es ließ auch den Humor in ihm erstarken, der sich so köstlich in seinen Dichtungen offenbart.“

Das inmitten einer reizvollen Landschaft weiß und schlank aus den Wipfeln und Blüten des Parkes emporstrebende Lubowitz ließ den Dichter nicht mehr los. Noch im späten Alter beherrschte ihn die Erinnerung an das verlorene Jugendparadies. Wie ein unaussprechliches Heimweh mutet es uns an, wenn Eichendorff in dem „Bilderbuch meiner Jugend“ sagt: „Oft seh ich alter Mann noch in Träumen Schloß, Garten verklärt in Abendsscheinen und muß aus Herzensgrund weinen.“

Neben dem Walddesrauschen der heimatischen Berge ist namentlich der Aufenthalt in Heidelberg, „wo der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlügen mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit,“ für die Entwicklung des Dichters entscheidend gewesen.

Wenn Refule von Stradonitz in seiner Studie „Über Abstammung und Herkunft Joseph von Eichendorffs“ (Deutsche Revue 1912) der Vermutung Raum gibt, daß in der Familie Eichendorff eine gewisse romantische Geistesrichtung heimisch gewesen ist, hervorgerufen durch die Verbindung mit der sagenhaften Persönlichkeit des Alchimisten Sendivoh, der die Metallveredelung mit so großem Erfolge zustande brachte, daß Rudolf II. seine Leistungen durch eine Marmortafel mit der Inschrift: „Faciât hoc quispiam alius, quod fecit Sendivogius Polonus“ verewigte, so dürfte es schwer fallen, für diese Hypothese auch nur den Schatten eines Beweises zu erbringen. Die Erinnerung an den genannten Gelehrten, von dem uns zahlreiche Schriften erhalten sind, war in der Familie Eichendorff seit langem erloschen. Erst durch einen Artikel im Rotizenblatt der hist. statist. Sektion der k. k. mährisch-schles. Gesellschaft v. J. 1883 erhielt sie Kenntnis von dem Zusammenhange. — Es ist auch kaum anzunehmen, daß zu einer Zeit, da zahlreiche Gebildete sich mit derartigen chemischen Operationen beschäftigten, die Tätigkeit des Sendivoh seiner Umgebung besonders merkwürdig erschienen ist.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich, daß bei Eichendorff eine Vererbung dichterischer Neigungen und Fähigkeiten, soweit sich dies auf Grund der bis jetzt erschlossenen, recht lückenhaften Quellen beurteilen läßt, nicht in Frage kommt. Was der Dichter aber von seinen Vorfahren, denen eine eigentlich poetische idealistische Richtung versagt geblieben ist, übernommen hat, das war eine vom christlichen Geiste durchtränkte Lebensanschauung, die ihm für immer die Richtung gab, eine unbegrenzte Liebe

zu Vaterland und Heimat und, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, jene feine Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, welche den Nährboden für jeden echten Dichter bildet.

Bei einem so kerndeutsch fühlenden Dichter wie Eichendorff könnte die ziemlich starke Beimischung slavischen Blutes auffallen. Es darf indessen nicht übersehen werden, daß die in Betracht kommenden Ahnfrauen fast durchweg Familien entstammen, die seit Jahrhunderten völlig im Deutschtum aufgegangen und sich ihres slavischen Ursprungs kaum noch bewußt sind. Hat doch, wie Professor Robert Mielke in seiner Abhandlung „Das deutsche Volkstum“¹⁸⁾ hervorhebt, gerade der Westslawe seit der Völkerwanderung unausgesetzt deutsches Blut und deutsche Denkart in einem so starken Maße in sich aufgenommen, daß der rührigere und geistig regsamere Volksteil durchweg als deutschraffig zu bezeichnen ist. Nach dem Ausspruch eines slavischen Gelehrten soll der gesamte polnische Adel mit ganz wenigen Ausnahmen germanischer Abstammung sein.

¹⁸⁾ „Der Oberschlesier“ VI, S. 408.



Körniz im Kreise Neustadt.

Von Dr. Johannes Chrząszcz.

Nach den Angaben des Archipresbyteratsbuches von Ober Glogau vom Jahre 1731, welche Kaplan Rosellek im „Pfarrbuch von Krappitz“ 1838 (S. 15—17) abgeschrieben hat, hatte die Kirche in Körniz folgende Geschichte:

Diese Kirche ist von alters her zu Ehren der hl. Catharina erbaut, aber seit 40 Jahren wüste und verfallen (deserta ac ruinata). Im Jahre 1710 ist sie unter dem Pfarrer Franz Borin von Krappitz durch Sturm völlig zerstört worden, sodaß keine Spur derselben übrig geblieben ist. Nur eine Art hölzerner Kammer von altem Holz ist (auf dem Kirchhofe) noch vorhanden, worin 2 Glocken hängen.

Die Kirche hat eine gewisse Bewidmung (pro dote), nämlich drei Ackerstücke, das eine Stück liegt an der Grenze von Kerpen und beim Acker des Körnitzer Dominiums. Dann drei Wiesen, von denen zwei an dem Fluß Hohenplog liegen. Die Kirche erhält als Pacht von diesen Äckern und Wiesen insgesamt 5 bis 6 Taler. Außerdem erhält sie vom Grabgeläut 2 Kreuzer. Sonst hat sie nichts.¹⁾

Einkünfte des Pfarrers. Früher erhielt der Pfarrer an Messalien von jeder Hufe je einen Scheffel Korn und ebensoviel Hafer, wie dies in den Regesten des Pfarrers Servatius verzeichnet steht. Aber die Messalien wurden bis heute (1731) nicht entrichtet.

Der Pfarrer von Krappitz hat in Körniz ein Häuschen neben dem Kirchhof und daran einen Garten.²⁾ Ebenso hat der Pfarrer 3 Ackerstücke unter den Bauernäckern. Außerdem besitzt der Pfarrer eine Wiese auf dem Grunde von Kerpen, wofür er dem Propst zu Kasimir einen jährlichen Zins von 1 Florin entrichtet. Am Neujahrsumgang erhält der Pfarrer von jedem Bauer 1 Sgr., von jedem Häusler 2 Kreuzer. Von Trauungen und Begräbnissen nach Beschaffenheit der Personen, wie es sonst üblich ist. Von Taufe und Einleitung 8 Sgr., von der Einleitung der Braut 6 Sgr.

Im Jahre 1714 sind vom Krappitzer Dominium elf Häuschen (Czekay) erbaut worden, welche die bischöfliche Behörde auch mit der

¹⁾ Klingelbentel hatte die Kirche nicht, da ja kein Gottesdienst möglich war.

²⁾ Dieses Pfarrhäuschen hatte Pfarrer Bimer von Krappitz 1715 auf derselben Stelle, wo einst das Pfarrhaus gestanden, errichtet und an einen Einlieger vermietet. (Pfarrbuch S. 185).

Kirche zu Krappitz verbunden hat, dieselben sind aber von Krappitz zu weit entfernt, da sie bei Ober Glogau liegen. Von dieser erhält er als Neujahrsumgang je 2 Kreuzer und die Accidenz, wie in Körnitz.

Eine Nachweisung der Einkünfte des Pfarrers von Krappitz aus dem Jahre 1778 (Pfarrbuch von Krappitz S. 26) gibt an, daß die Pacht von den pfarrlichen Grundstücken (census per scholiregam collectus) 19 Florin betrug, der Lehrer sammelte die Pacht ein. Demnach scheint es, daß 1778 in Körnitz ein Lehrer vorhanden war. Der Pfarrer erhielt vom Dorfe 3 Scheffel Hafer, wofür er wenigstens 4 Mal im Jahre mit eigener Fuhre zum Katechismusunterricht hierher kam. An Neujahrsumgang erhielt er jetzt von jedem Bauer und Häusler gleichmäßig 1 Groschen und überdies von jedem Bauer eine Schüffel Hafer oder Gerste.

Aus dem Jahre 1794 besitzen wir eine sehr genaue Nachweisung der Einkünfte des Pfarrers und des Lehrers (Pfarrbuch von Krappitz 356 bis 360). Darnach besaß der Pfarrer 3 Ackerstücke wie früher schon, dazu ein Ackerstück „Kalemba“ neben dem Acker des Körnitzer Schulmeisters. Das Pfarrhäuschen, das schon 1731 vorhanden war, wird genau beschrieben: „Bei dem Garten ist ein Absteigequartier für den Pfarrer, wenn derselbe zu Begräbnissen oder in anderen Angelegenheiten hierher kommt, nebst einem Stall für dessen Pferd, aber beides im baufälligen Zustande. Die Pacht betrug 12 Taler 20 Sgr., also etwa dieselbe Summe wie 1778. Aber die Bauern gaben jetzt nicht 3, sondern 6 Scheffel Hafer, wofür der Pfarrer im Sommer zum Katechisiren der Kinder hierher kam. Ferner legte die Gemeinde ein Offertorium oder Opfergeld, 2 Taler zusammen. In der Kolonie Czefay standen jetzt 13 Häuschen.“

Nun heißt es weiter: „Diese Gemeinde Körnitz hat vor kurzer Zeit gegen den Pfarrer den Wunsch geäußert, wegen weiter Entfernung ihre ehemalige Kirche wieder herzustellen. Der Pfarrer aber soll zur Besorgung des Gottesdienstes noch einen Kaplan halten, welchen er zu diesem Behufe alle Sonntage hinschickt. Zur Entschädigung für den Pfarrer, welcher die Besoldung, Beköstigung und Beheizung des Kaplans besorgt, verspricht die Gemeinde, den ehemaligen üblichen Decem, so aus 60 Scheffel Korn und ebensoviel Hafer besteht, wieder zu entrichten. Außerdem verlangt der Pfarrer 50 Florin an barem Gelde, so wie solches das hierüber aufgenommene und beigelegte Protokoll umständlicher besagt.“

Wir werden auf diesen Kirchenbau noch näher zurückkommen.

Über die Einkünfte des Schulmeisters lesen wir (S. 359, 359):

„Die Einkünfte des Schulmeisters bestehen meistens in 4 Ackerstücken, die eine Ausfaat von 24 Scheffel Breslauer Maß enthalten, wobei jedoch zu bemerken, daß nur 16 Scheffel besäet, der dritte Teil mit 8 Scheffeln zur Brache liegen bleibt. Auch hat der Schulmeister einen Garten,

desgleichen eine Wiege auf Kerpener Grunde, von welcher er aber 14 Sgr. an die Probstei zu Casimir jährlich entrichten muß.

Die übrigen Einkünfte des Schulmeisters bestehen in einem fixierten Gehalt von der Gemeinde mit 12 Taler, in Accidenz von Begräbnissen und vom Umgange an den hohen Festen, wobei jeder Wirt 3 Pfennige entrichten soll, 2 Taler 16 Sgr., zusammen 14 Taler 16 Sgr.

Das Schulgebäude besteht aus zwei Stuben, wovon eine die Schulstube, die andere aber für den Schulmeister bestimmt ist, nebst einem Stall für dessen Vieh, und eine kleine Scheune, welche aber äußerst baufällig ist (Pfarrbuch von Krappitz S. 358—360).

Die Einkünfte des Schullehrers sind fast dieselben, wie sie bereits 1731 bestanden, nur war damals das Schulgebäude noviter exstructa, neu gebaut (Pfarrbuch 190).

Die Gemeinde Körnitz hatte den hehnlichsten Wunsch, an Stelle der durch Sturm im Jahre 1710 abgebrochenen Kirche eine neue zu erhalten. Aber der Patron Erzellenz Graf Seherr-Thoß wies sie durch das Schreiben seines Justitiarius Stuppa Weigelsdorf, den 22. Februar 1792 ab. Der Justitiarius schrieb an den Pfarrer Olif zu Krappitz: „Den Bau der Körnitzer Kirche genehmigen Seine Erzellenz nicht, indem die Körnitzer Untertanen ohnedies in immerwährend schlechten Umständen sind, und wenn sie ja nach Bezahlung ihrer sämtlichen, besonders herrschaftlichen Schulden, noch etwas übrig hätten, solches lieber zur besseren Aufnahme ihrer Schule verwenden sollten.“

Die Gemeinde ließ sich aber nicht entmutigen.

Am 5. März 1794 richtete Scholze Caspar Miksa, Gerichtsgezworene Caspar Moritz und Jacob Lajar folgendes Bittgesuch an den Grafen: „Wir unterfangen uns, Ew. Erzellenz anzuflehen, uns die Wiederaufbauung unserer Kirche gnädigst zu erlauben.“

Der erste Vorwurf wegen der Schulden hebt sich dadurch, daß die Gemeinde an das hohe Dominium nichts restiert; Privatschulden betreffen nur einige, und zwar wenige, woran jedoch die ganze Gemeinde keinen Anteil hat.

Der zweite Vorwurf wegen der Schule wird dadurch beigelegt, daß die Schulgebäude bis auf eine kleine Reparatur im Stande, der Schulhalter auch sein notdürftiges Auskommen hat. Die Verrichtung eines Dorfschulhalters geht aber nicht weiter, als daß er die heranwachsende Jugend zur Not beten und wenns hoch kommt, lesen lernt. Das Wesentliche aber, was den Menschen vor anderen Geschöpfen auszeichnen soll, der Unterricht im Christentum fehlt. Gute Christen geben auch gute Untertanen ab. Unsere Kinder müssen daher von zarter Jugend zur Religion angehalten werden, selbst wir Erwachsenen fühlen dieses Bedürfnis und unsere Greise

sehnen sich mit Inbrunst nach dem letzten Trost, daß sie als Christen sterben.

Allen diesen Wünschen kann aber nicht anders entsprochen werden, als daß wir unser Gotteshaus, da die anderen ringsherum eine Meile entfernt sind, und zugleich einen Priester haben, der wenigstens alle Sonn- und Feiertage Gottesdienst hält, die Jugend und die Erwachsenen in den Religionsgründen unterrichtet und zu deren Ausübung ermuntert.

Die Unterhaltung des Priesters betreffend, so haben wir uns bereits mit Herrn Krappitz Pfarrer geeinigt, wie solches Em. Excellenz aus beigefügtem Protokoll zu ersehen geruhen.

Die Gemeinde Körmiz will nicht einen prächtigen Bau aufführen, denn Gott wohnt nicht in Palästen; ein kleines Gotteshaus, auf gemauertem Grunde, der obere Teil von Bindewerk mit Backsteinen ausgeflichtet, dies soll die ganze Zierde unseres Gotteshauses sein."

Schließlich weist die Gemeinde hin auf die Hilfe, die sie beim Kirchenbau von den Nachbarn erhalten wird und bittet den Grafen um einiges Holz und um Kalk wie auch um die Genehmigung zur Einziehung der Kirchenkapitalien, um den Bau ausführen zu können. Der Graf genehmigte nunmehr den Bau, wie aus dem Folgenden ersichtlich ist.

Den obigen Brief hatte, wie die Übereinstimmung des Briefes vom 19. März 1794 bezeugt, der schreibgehandte Pfarrer Olif von Krappitz aufgesetzt. An diesem Tage hat er nämlich den Staatsminister Grafen Haugwitz auf Krappitz, jetzt, nachdem Graf Seherr-Loß als Grundherr und Patron von Körmiz die Einwilligung zum Kirchenbau erteilt hatte, auf den pfarrlichen Akten (in Krappitz) für die Gemeinde Körmiz Steine brechen zu dürfen. Der Graf hat wohl diese Bewilligung erteilt, obgleich eine solche nicht mehr vorliegt.

Krappitz gehörte damals zum Archipresbyterat Ober Glogau. Auf den Bericht des Dechanten und Erzpriesters Richter zu Ober Glogau erteilte die bischöfliche Behörde am 10. Juli 1794 die Genehmigung, daß die Gemeinde mit dem Kirchenbau vorschreiten könne und möge, da ja die Gemeinde zu diesem Behufe einen hinreichenden Fond ausgemittelt, sich zu der künftigen Instandsetzung der Kirche ex propriis verstanden, zur Bestreitung der künftigen Kirchen-Notwendigkeiten 500 Reichstaler reserviert habe, auch von Seiten des Pfarrers zu Krappitz oder sonst von einem Dritten eine Einwendung nicht gemacht worden sei.

Der Bau begann im Frühjahr 1794; die neue Kirche wurde aber nicht der hl. Catharina, wie die frühere Kirche, sondern dem hl. Fabian und Sebastian gewidmet, weil an diesem Tage, dem 20. Januar, die Gemeinde einmütig den Beschluß gefaßt hatte, die Kirche zu erbauen. Schon im Oktober desselben Jahres wurde das Gotteshaus von dem Dechanten

Richter aus Ober Glogau eingeweiht, zu welcher Feierlichkeit sich auch Pfarrer Olif mit einer Prozession einfand (Pfarrbuch 176).

Nach und nach erfolgte die innere Einrichtung. Der Kreuzweg wurde 14 Jahre später (1808) von dem Auszügler Mitschka angeschafft. Die Monstranz wurde von einer Müllerin, das Ciborium und eine rote Kasel vom Pfarrer aus Broschütz geschenkt. Der Patron Graf Seherr-Loß gab 50 Taler, Pfarrer Cierzowski aus Friedersdorf, Kreis Neustadt schenkte der Kirche die alten Altäre aus seiner Kirche, woraus die hiesigen drei Altäre zusammengesetzt sind, das Christusbild, das Marien- und Barbara-bild in den Seitenaltären, den Beichtstuhl, das Tabernakel schaffte die Jungfrau Marianna Ruch 1816 an. Die 6 großen und 2 kleinen zinnernen Altarleuchter hat der alte Kretschmer Lucas Forner aus Dobrau der Kirche geschenkt. Die Altarsteine stammen aus einem Kloster zu Oppeln, mehrere Kasele kamen aus Breslau.

Die Geldbeiträge zum Bau waren sehr ansehnlich. Caspar Mitschka gab 100 Florin, Kretschmer Franz Janitz 50 Florin. Der letztere ist beinahe als Fundator der neuen Kirche anzusehen, da die Gemeinde einen Mann haben mußte, der sich für die Ausführung des Baues verbürgte. Er, ein reicher Mann, übernahm die Sorge für den Bau, bezahlte die Materialien, leistete alle notwendigen Auslagen ohne alle Versicherung, welche ausgelegten Gelder, über 1000 Taler, mit Kreide durch Kreuze und andere Zeichen auf der Tür verzeichnet, ihm erst nach mehreren Jahren ohne Zinsen bezahlt wurden.

Bis zum Jahre 1801 war in Körmiz kein wohnhafter Priester, der Gottesdienst wurde durch einen Kaplan, der in Krappitz wohnte, alle Sonn- und Feiertage verrichtet. Das war aber ein großer Übelstand, weil Körmiz von Krappitz eine Meile entfernt ist. Diese Kapläne hießen Weigel, Hupka, Drost und Weiß (1794—1801) (Pfarrbuch 177).

Die Gemeinde tat einen Schritt weiter; sie wollte einen eigenen Geistlichen, einen Lokalisten haben, der ständig am Orte wohnen sollte. Der Erzpriester Meja (Archipresbyterat Ober Glogau) und Pfarrer Olif kamen der Gemeinde entgegen; am 30. März 1801 schloß die Gemeinde mit dem Pfarrer folgenden Vertrag:

Der Kaplan (Lokalist) wird in Körmiz wohnen und die gesamte Seelsorge ausüben. Für die Wohnung, bestehend aus 2 Stuben und 2 Kammern wird die Gemeinde sorgen und dieselbe reparieren. Die übrigen Einnahmen des Pfarrers, soweit er sich solche vorbehalten hat, und des Lokalisten wurden geregelt. Diese Regelung war eine schwierige, weil der Pfarrer Olif seine Nachfolger nicht schädigen wollte. Der Scholze Jacob Lazar und andere Bauern unterkreuzten den Vertrag, weil sie des Schreibens unfundig waren. (Siehe Pfarrbuch S. 167—173). Der Vertrag galt

zunächst für die Lebenszeit des Pfarrers Olif. Das Generalvikariat bestätigte den Vertrag am 2. September 1802. Stillschweigend wurde der Vertrag auch von dem Nachfolger des Pfarrers Olif gehalten.

Der erste Lokalist war der frühere Kaplan Weiß, 1810 ging er als Pfarrer nach Rimsdorf, wo er 1812 starb. Ihm folgte im März 1810 Adamsky bis 1822; dann siedelte er nach Pawonkau, Lubliner Kreis, über. Dann Nachler, bisheriger Pfarrer von Groß Rauden, er starb in Körnitz am 13. April 1826 im Alter von 52 Jahren. Sein Nachfolger Reinekt, Pfarradministrator aus Rzehyż, starb zu Körnitz 60 Jahre alt, den 4. Mai 1832. Dann Kruppa im Juli 1832, früher Kreisvikar in Himmelwitz, starb in Körnitz am 8. Oktober 1837, erst 31 Jahre alt. Er war lange krank, die Lokalie war sehr vernachlässigt.

Einige Zeit war die Lokalie unbesezt, der Krappitzer Kaplan Johann Kojellek — Verfasser des Pfarrbuchs — versah dieselbe, bis am 28. Januar 1839 der bisherige Kaplan zu Leschnitz und Pfarradministrator zu Zwardawa, Johann Gach, ein ausgezeichnete Redner und Seelsorger, dieselbe übernahm. Am 21. Mai 1839 zog Gach als Vikar nach Ujest, anfangs September 1839 kam der Lokalist Demetrius Josch, wurde Pfarrer in Kottulin, im Juli 1841 kam Pfarrer Lohaf.

Die Lokalisten wechselten häufig wegen des dürftigen Auskommens. So wurde die Scheuer und die Stallung erst 1838 von der Gemeinde aufgebaut. Bis dahin mußte sich der Lokalist behelfen, wie er konnte. Im Jahre 1839 wurden die Einkünfte des Lokalisten neu geregelt und auf 250 Taler festgestellt; die Gemeinde verpflichtete sich, 50 Taler zuzugeben, so daß das Gesamteinkommen 300 Taler betrug. (Pfarrbuch 181). Es gab damals im Dorfe 12 Bauern und 4 Wüstungen. Die Kirchenbücher von Körnitz beginnen mit dem Jahre 1795.

Die Einkünfte des Schullehrers in Körnitz kennen wir bereits aus dem Jahre 1731 und 1794; dieselben waren im Großen und Ganzen nur wenig gestiegen.

Es sind folgende Lehrer bekannt: Zwink; derselbe bezog noch die alten Einkünfte. Gregor Malurny hat die Schulstelle etwa 50 Jahre versehen. Anfangs hatte derselbe ebenfalls die alten Einkünfte vom Jahre 1731. Als aber die Saganische Lehrart aufkam und er sich approbieren ließ, mußte ihm die Gemeinde Körnitz 12 Taler Gehalt zahlen, welches jedoch nur die Eltern, welche Kinder in die Schule schickten, zusammenbringen mußten. Zur Beheizung brachten sie einen Scheit Holz in die Schule. Außerdem genoß der Schullehrer für sein Horn- und Schwarzvieh freie Hütung, ohne auf die Zahl derselben eingeschränkt zu sein, unter dem Gemeindevhirten.

Im Jahre 1795 resignierte Molurny auf die Schule und erbaute sich auf einem vom Grafen Seherr-Loß auf Dobrau als Grundherrn von Körnitz



Abbildung 1.

Epitaph der Barbara v. Oppersdorff in Oppeln (65×71 cm).



Abbildung 2.

Grabtafel von der ehemaligen Gruft des Freiherrn Hans v. Oppersdorff in Oppeln (71×55 cm).

angewiesenen Plaze zu seiner künftigen Wohnung ein Haus und sein Nachfolger überließ ihm nach gütlicher Übereinkunft von dem Schulacker 3 Breslauer Scheffel Aussaat zum lebenslänglichen Genuß. Dieser gute Mann starb 1803, 79 Jahre alt. Er mußte auch deshalb resignieren, weil er nicht im Stande war, an der neu erbauten Kirche den Organistenposten zu versehen.

Im Jahre 1795 wurde der Organistenposten mit der Schulstelle verbunden; Franz Weiß wurde als Schullehrer und Organist angestellt. Die ersten 5 Jahre blieb es bei früheren Einnahmen; dann nahm sich Landrat v. Elstermann der Sache an und bewog die Gemeinde, das Gehalt auf 22 Taler zu erhöhen und dem Schullehrer 6 Holzfuhren zu leisten. Das Holz mußte er sich aber selbst kaufen oder im Dobrauer Walde lesen lassen, wenn er es selbst nicht tun wollte.

Bei dieser Festsetzung blieb es bis 1806. Das neue Schulreglement von 1801 bewog die Schullehrer, sich in dem nach der neuen Lehrart in Ober Glogau eingerichteten Schullehrer-Seminar prüfen zu lassen, um auf den reglementsmäßigen Gehalt Anspruch zu machen. Weiß machte die Prüfung und es folgte die obige Erhöhung des Gehalts (1806). Gleichzeitig wurde die Schule zu Neuhof nach Aufhebung der Schule in Rzepich, zu welcher früher Neuhof gehörte, mit der hiesigen Schule vereinigt und die zu Körnig gehörige Kolonie Czekaj von jetzt ab zur Beisteuer zum Gehalt gezogen. Die Schulacker und Wiesen fielen von nun an, ausschließlich des Gartens, der Gemeinde zu, wurden in Pacht ausgegeben, und das davon erhobene Pachtgeld zum Gehalte des Schullehrers verwendet.

Im Jahre 1817 nahm die Sache eine andere Wendung. Die sogenannte „Körnigwiese“ (auf Kerpener Grunde) war eingeteilt in Dominial-, Rustikal-, Pfarr- und Schulwiese. Diese Wiesen gehörten der säcularisierten Propstei Casimir und sind wie alle übrigen Stiftsgüter vom Fiskus eingezogen worden. Daher sind auch die Schulwiesen seit dieser Zeit für immer verfallen. Die Gemeinde verlor dabei 20 Taler, welche davon jährlich als Pacht erhoben wurden, und mußte sie dem Schullehrer ersetzen.

Im Jahre 1824 sind die hiesigen 20 Robotbauern mit dem Dominium gesetzlich auseinandergelegt, ihre Gespanndienste und übrigen Verpflichtungen wurden durch Abtretung eines Teils ihrer Grundstücke abgelöst. Zugleich erhielt jeder Grundbesitzer seine Acker in zusammenhängenden Grenzen. So sind auch die dem Schullehrer zustehenden Acker in ein Stück vereinigt worden. Dieses Stück betrug laut Vermessung 38 Magdeburger Morgen 98 Quadratruten. Nach anderweitiger Festsetzung behielt der Schullehrer nur 35 Morgen 98 Quadratruten. Dieses Feld ist wie früher in Pacht ausgetan und das Pachtquantum in Getreide gibt das reglementmäßige Deputat für den Schullehrer.



Das alte Schulhaus stand weit von der Kirche beinahe am Vorwerk in der Reihe der Häuser rechts. Diese Entfernung bewog die Gemeinde, das alte Schulhaus zu verkaufen (1838 besaß es Peter Gijcha), und das neue nahe an der Kirche zu erbauen. Daher hat auch Schullehrer Weiß den Garten beim alten Schulhause belassen und gegen das Feld eingetauscht.

Das Schulhaus wurde 1820 massiv neu erbaut, besteht aus einem geräumigen Wohnzimmer und einem Nebengeläß für den Schullehrer, einer Adjuvantenstube und zwei Lehrstuben. Ein Gärtchen befindet sich hinter der Schule.

Während die obigen 35 Morgen 98 Quadratruten verpachtet waren, erhielt der Schullehrer im Jahre 1824 noch 630 Quadratruten oder $3\frac{1}{2}$ Morgen hinzu, die er selbst bewirtschaftet. Es war dies eine Entschädigung für die frühere Gutungsberechtigung.

Im Jahre 1822 wurde ein Adjuvantenposten eingerichtet. Der Adjuvant erhielt 4 Klafter 60 Scheite Holz, 7 Scheffel 8 Meßen Roggen, 1 Scheffel 8 Meßen Gerste und 25 Taler. Von da an bis 1838 waren Adjuvanten Swoboda, Trzensigłowski, Randziora, Krock, Larijch, Handke, Berger. Seit 1830 gehört die Gemeinde Reitersdorf zur Schule nach Körnig.

Im Jahre 1838 zählte man 198 Kinder und zwar

156 aus Körnig,	17 aus Neuhoj,
10 aus Gzeckaj,	15 aus Reitersdorf.

Diese Notata, schreibt Rosjellek (S. 196) entnehme ich beinahe wörtlich aus einem von dem Schullehrer Franz Weiß angelegten Entwurf zu einer Schulmatrikel.

Hinzufügen möchte ich, ohne die Geschichte der jetzigen Pfarrei Körnig weiter zu führen, daß ein Sohn des vorgenannten Schullehrers am Seminar zu Ober Glogau viele Jahre segensreich gewirkt hat. Dessen Tochter, hochbetagt, Frau Seminarlehrer Bernacki, lebt noch als Witwe in Reisse.



Zur Geschichte der Bauernbefreiung im Oppalande.

(Robot und ihre Ablösung in Rauthen).

Von Johannes Kaluza.

Die Befreiung des kleineren und mittleren Besitzes von den Lasten und Beschränkungen zugunsten eines Grundherrn wird mit Recht zu den größten Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts gerechnet. Ein freier, unabhängiger Bauernstand, der mit seiner eigenen Scholle verwachsen ist, bildet die beste und festeste Stütze jedes Staatswesens. Er ist der Jungbrunnen im staatlichen Gemeinwesen. In ihm wurzeln Heimatliebe, Religion, Sittlichkeit und jede Art sozialer Tugenden, ohne die eben ein Staat nicht bestehen kann.

Die Staatsweisheit gebot es in Preußen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, den Bauer frei und selbständig zu machen. Bekannt ist ja das Edikt des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 9. Oktober 1807. Danach wurden die Untertanen persönlich frei und konnten ziehen, wohin sie wollten. Die Lasten jedoch, welche auf dem Grund und Boden ruhten, blieben fortbestehen und mußten im Einzelnen abgelöst werden. Einen vollständigen Wandel in dieser Sache brachten die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wodurch die gütsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse für immer geregelt wurden.

Mit Stolz und Bewunderung können darum die Bewohner jener Gemeinden auf ihre Vorfahren zurückblicken, die schon viel früher von selbst nach Freiheit und Selbständigkeit strebten und diese Güter auch zu erringen wußten.

Eine solche aufstrebende Gemeinde war im Oppatale im Kreise Ratibor die Gemeinde Rauthen. Es hat sie viel Mühe gekostet, sich frei zu machen, noch größere aber, das Errungene zu behaupten. Verstaubte dicke Aktenbündel ihrer Rechtsvertreter, die sich in Menge im Dorfarchiv befinden, wissen davon zu berichten.

Bis zum Jahre 1792 waren in der Gemeinde 24 Bauern, 20 Gärtner und 69 Häusler. Nur ein Bauer, nämlich der Kretschmer Hالفar, war von Spannrobot befreit und nur zu Handdiensten verpflichtet. Von den Gärtnern war auch nur einer zur Robot nicht verbunden.

In Dt.-Krawarn waren vor 1792 nur 2 Bauern, 1 Gärtner, 2 Mühlen, 3 Kretschmer und 2 Schmiede robotfrei.

Die Robot war für die Vorfahren ein wahres Kreuz. Sie hatten die Verpflichtung, an bestimmten Tagen der Woche Spann- und Handdienste zu leisten. Außer der Robot, der Bewirtschaftung des herrschaftlichen Feldes, ruhten auf den Untertanen noch andere Lasten, Zinsungen, Abgaben und persönliche Dienste. Diese Lasten, welche auf dem Boden des Bauers lasteten, versuchten manchmal die Grundherren im Laufe der Zeiten zu steigern oder auch eine Verpflichtung, zu der die Bauernschaft nicht gehalten war, aufzubürden.

Ein solcher Fall ereignete sich in Rauten 1594. In diesem Jahre klagten nämlich die Untertanen von Rauten beim Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, Fürsten von Jägerndorf, gegen ihren Grundherrschaft Daniel Mazak wegen ungebührlicher Robotforderung und Verbots der Hutweide. Der Landesherr nahm sie in Schutz. Es wurde in der Fürstlichen Kanzlei folgendermaßen entschieden:

Er. Durchlauchtig Hochgeborenen Fürsten Herrn Georg Friedrichs, Markgrafen zu Brandenburg in Preußen, zu Stettin, Pomern, der Kasuben und Wenden auch in Schlesien zu Jägerndorff und Herzogs Burggrafens zu Nürnberg und Fürsten zu Bingen, unserem gnädigsten Herrn. Wir Ober Hauptmann und verordnete Räte im Hause Jägerndorff bekennen hiermit, danach ein Zwist und Unvornehen entstanden zwischen den Edlen Ehrenfesten Daniel Mazak von Ottenburg auf Groß-Hoschütz und Crawarn beklagten einen, und seinen Unterthanen der Gemeinde zu Rauten Klägerin anderen Theils, also daß sich die Gemeinde beklaget und beschweret hat, wie daß sie von jetzt gedachten Ihren Herrn Daniel Mazaken nicht allein mit ungewöhnlichen und von Altershero unbringamen Roboten und Fuhren beschwert sondern, Ihnen auch die Hütung in Wäldern wo sie ihr Vieh von Altershero gehütet, verboten hätte. Als haben wir die Partheien vorbeschrieben, beiderseits Klage und Antwort, sowol ihre Zeugen, darauf sie sich berufen, angehört, und nach nothdürftigen und Genugamen Erwägung derselben Sie also entschieden wie folgt:

1. Erstlich die Arbeitsfuhren bestehende haben die von Rauten vorgegeben, daß sie nicht mehr schuldig, als ein Jeder von einem Brtl Acker eine Fuhre Arbeit dem Herrn zu thun. Dieweilen aber Daniel Mazak mit Sieben Zeugen dargethan, und bewiesen, daß die Rautner Ihrer vorigen Herrschaft so lange die Zeugen gedenken, allzeit die Arbeit so viel derselben jährlichen gewachsen, eingeführt haben, als lassen wir es auch dabei dieses Artikels halber — verbleiben.

2. Zum Wasserwehre hat Mazak allerley Holz fuhren, groß und klein, von Ihnen begehret, dieweil man aber aus den Zeugen befunden, daß sie nicht mehr als Reysich und grünes Holz zu genantem Wasserwehre,

und keine großen Träume und Klözer schuldig sein zu führen, so sollen sie auch nicht weiter überdies beschweret werden.

3. Zum Gewölbe große Träume oder Hölzer zu führen betreffende, wie wohl ihre Zeugen davon nichts melden, jedoch sind sie erbietig, neben den Hoschützern und Crawanern, daßjenige so viel möglichen zu thun, wie und zu ewigen Zeiten, so oft es von Nöthen.

4. Saamenfische in die zwenne Rautner Teiche habe sie sich gutwillig zu führen erbothen.

5. Der Hutung halber im Rautner Walde und in den Teichen, dieweilen die Zeugen klar besagen, daß sie von Altershero, und von undenklichen Zeiten, sie mit ihrem Viehe darinnen gehütet, und genannten Zins davon gegeben haben, wurden sie auch darbei billig erhalten, jedoch den jungen Bäumen ohne Schaden, oder der Mazak soll genugsam beweisen, daß sie die Hutung daselbst nicht von Rechtswegen, sondern aus Gutwilligkeit und Zulassung der vorigen Obrigkeit zu derselben Wohlgefallen gehabt haben.

6. So viel Bauholz und Bretter und anderes zu des Herrn eigenen Nothdurft betrifft, dieweilen sich die Unterthanen hier und anderswo daraus nicht ziehen können, solches auch nicht oft, sondern zufälliger Weise geschieht, so werden Sie auch dasselbige zu thun und zu leisten schuldig befunden, jedoch der Herr soll seine Unterthanen sie wie wohl in Acht nehmen, damit er solch Holz und Bretter zunächst da er es bekommen kann, kaufe, und die Fuhren zu gelegener Zeit, nicht, wenn sie ihren Feldbau oder sonst ihre nöthige Arbeit verrichten sollen, Ihnen auferlege.

7. Es haben sich auch die von Rauten gegen Ihren Herrn Daniel Mazaken und seine Erben und keinen anderen Herrn mehr gutwillig erbothen eine halbe Hube auf den Herbst zu stürzen, dagegen ihnen der Mazak einen Anvers darüber zu geben, und vor Ihr Viehe, weil sie in der Arbeit sein, die Weide anzuweisen bewilligt und zugesaget, dieweil dann der Mazak dessen nicht in Abrede stehet und denselben nachzukommen bewilligt [: wie ihm dann solches hiermit soll auferlegt und befohlen seyn :] also mag dieser Artikel auch billig in seinem Werth verbleiben.

8. Die Hopfen Stangen zu führen haben sich zwar die von Rauten gewiedriget, aber auf unser Vermahnung und manchsälliges Einreden haben sie sich dieselbige zu thun gutwillig erbothen.

9. Die Hälder und den Mühlgraben zu räumen und zu fegen, so oft es die Nothdurft erfordert, weil aus den Zeugen zu vernehmen, daß sie dasselbige der vorigen Herrschaft allzeit gethan haben, so ist es billig, daß dasselbige auch hinführo also gehalten werde.

10. Im August oder in der Erndte über die zwenne schuldigen Tage sind sie ihrem Herrn ums Lohn vor anderem zu schneiden und andere Feld-

arbeit zu verrichten helfen, verpflichtet, jedoch der Herr wird auch schuldig seyn, darauf gute Achtung zu haben, damit auch die Leute Ihre Viehe und Hausnahrung darneben versorgen können.

11. Die Gärtner zu Rauten und ihre Weiber betreffend, sollen schuldig seyn zu hüten, hauf anräßen, Bräu Scheite in die Stöße zu legen, Bauholz fällen, Kraut umhacken, zweyne Tage schneiden wie die Bauern und rechen. Wollen also beiden Theilen abgesetzten Punkten allen nach zu leben, und sich denselben gemäß zu verhalten hiermit endlich auferlegt und befohlen haben.

Jägerndorf, den 23. Juny 1594.

Walter Drehsler.

J. B.

Falkenheim,

Joann Schonner.

Ober Hauptmann.

Daß bevorstehende Abschrift laut seine Originali nach genauer Collationirung von Wort zu Wort gleichstimmig befunden worden, unfundet hierunter gestellte Fertigung.

Troppau, den 20. November 1750.

Anton Ignaz von Goffier, Amts Secretarius.

Daß vorstehende Abschrift in allen Punkten und Clauseln nach gescheneher Collationirung der aus Dato producirten Original Copie gleichlautend und conform befunden worüber solches wird hierdurch attestirt.

Stadt Gultschin, den 21. May 1785.

L. S.

Bürgermeister und Rath

Bartl Ritter,

Oczko Mosler.¹⁾

Aus dieser Entscheidung ist ersichtlich, daß eine ganze Litanei von Lasten auf den Untertanen des Grundherrn ruhten. Darin sind aber noch nicht alle angeführt.

In Rauten hatte ein jeder Bauer 2½ Tag in der Woche Spanndienste zu leisten. Der Gärtner mußte 6 Tage, der Häusler 2 Tage wöchentlich dem Dominium Handdienste als Robot verrichten. Wer sich weigerte, den konnte der Grundherr zwingen, seine Wirtschaft zu verkaufen. fand sich kein Käufer, so erstand die Herrschaft seine Besizung für 2 Drittel des eigentlichen Kaufpreises.

Daß die herrschaftlichen Beamten in damaliger Zeit ein ausgeprägtes soziales Empfinden hatten, wird man füglich nicht behaupten können. Manche Ungerechtigkeiten und Härten sind vorgekommen. Noch heute erzählt man sich im Volke, wie die Frohndienstleistenden frühzeitig mit der Peitsche zur Arbeit gejagt wurden. Auch körperliche Züchtigungen waren üblich, ohne daß eine Beschwerde darüber möglich war. Als hart wurde

¹⁾ Die Entscheidung findet sich in Abschrift im Gultschiner Stadtarchiv vor.

es empfunden, daß den Bauern die Tage in der Winterszeit, da es keine Arbeit gab, für die Sommerszeit zur Leistung der Spanndienste angerechnet wurden.

Im Jahre 1627 hatten die Mansfelder Rauten niedergebrannt. Durch den 30 jährigen Krieg war der Bauernstand schwer geschädigt. Es kam im Jahre 1669 in Rauten und Krawarn zum Aufstand. Wegen vermeintlicher Überbürdung wollten die Untertanen ihrem Grundherrn Hartwig Erdmann von Eichendorff die Robot nicht leisten. Sie sandten, als einige eingesperrt wurden, eine Gesandtschaft an den Kaiser. Als im nächsten Jahre vier Kompagnien Reiter in den Ort gelegt und die meisten Männer nach Jägerndorf geführt wurden, befahl Kaiser Leopold 1670 die Angelegenheit von einer Kommission untersuchen zu lassen. Die beiden Richter Georg Schiedel in Krawarn und Georg Zichy in Rauten stellten Zeugnisse aus, daß den Bauern nichts über ihre Schuldigkeit aufgebürdet worden sei. Der Pfarrer Samuel Schönwsky bezeugt, daß sie mit geringer Ausnahme große Reher wären, daß sie unter dem Vorwande, lutherisch zu sein, nicht wissen, was sie glauben, daß alle seine Mühen und Predigten vergeblich seien. Der Grundherr verlangte, daß er die beiden Rädelsführer Lukas Halsfer und Thomas Schedron am Leben strafen dürfte. Schließlich verurteilt 1673 der Kaiser, welcher es hart findet, daß die Bauern alle Tage roboten müssen, die Rädelsführer, als welche Kaspar Zelitto, Thomas und Johann Walaschek und Thomas Niederumb genannt wurden, zur einjährigen Schanzarbeit im Eisen.

Die Verurteilten entflohen aus Troppau und flüchteten nach Wien. Sie wagen es noch einmal, dem Kaiser bittend zu nahen. Dieser will jedoch nicht weiter damit belästigt werden. Er befiehlt, Zelitto für immer aus den kaiserlichen Ländern auszuweisen und den übrigen die Strafe um ein halbes Jahr zu verlängern. Erst um 1700 trat in beiden Ortschaften vollkommene Ruhe ein.²⁾

Von einschneidender Bedeutung für die Gemeinde Rauten ist das Jahr 1792. Die beiden Gemeinden Rauten und St.-Krawarn kauften nämlich in diesem Jahre den größten Teil des herrschaftlichen Feldes von Anton Grafen von Schaffgotisch, in welches sie sich nach Maßgabe ihres Besitzes teilten. In demselben Jahre wurde auch die Robot abgelöst. Es wurde zwischen dem Grundherrn und den beiden Gemeinden ein Vertrag darüber abgeschlossen, in welchem Alles genau geregelt war.

Für die Ablösung der Robot sollte nach dem Vertrage jeder Bauer 1326 Gulden, jeder Gärtner 416 und jeder Häusler 138 zahlen.

²⁾ Gottlieb Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf, Leichen 1874, S. 589.

Doch selbst nach der Robotablösung versuchte der Besitzer von Krawarn Gabriel von Rudzinski, der über die Gemeinde 1826 die Subhastation verhängte, die Bewohner von Kauthen zu einigen Diensten heranzuziehen. So entstand wegen der beanspruchten Schloßwache ein Prozeß, der von 1832 bis 1836 dauerte.

Wie bereits oben erwähnt wurde, hatte vor 1792 jeder Häusler 2 Tage wöchentlich dem Dominium Handdienste als Robot geleistet. In jeder Gemeinde, sowohl in Kauthen als auch in Krawarn war ein Häusler, der statt der gewöhnlichen Robot die Schloßwache verrichtete, ohne daß die übrigen robotpflichtigen Personen für diese Wächter die Lagerobot geleistet hätten.

Im Jahre 1832 verlangte dies Gabriel von Rudzinski. Es kam zum Prozeß. Der 2. Senat des Oberlandesgerichtes in Ratibor entschied unter dem 19. April 1836 dahin, daß die Gemeinde von der Verpflichtung zur Leistung der Schloßwache und Entrichtung des Wächtergeldes für die Zukunft freizusprechen ist.

In der Begründung heißt es:

„Nach § 37 tit. VII. Teil 2 des A. L. R. (Allgemeines Landrecht) gehört zu den Gemeindearbeiten bez. Pflichten die Versetzung der Landwachen oder die Versorgung des Dorfnachtwächters, keineswegs aber die Versetzung der Schloßwache. Dies liegt auch schon in der Natur der Sache, indem das herrschaftliche Schloß nicht zu den Grundgrundstücken gehört und der Gutsherr als solcher nicht Mitglied der Dorfgemeinde ist.

Hat sich auch in Schlesien das Verhältnis mitunter anders durch Observanz gestaltet, so muß doch eine solche Observanz in jedem einzelnen Falle nachgewiesen werden. In Anbetracht der verklagten Gemeinde ist eine Observanz nicht dargetan.“

Vertreter der Gemeinde war der Justizkommissarius Liebig, Rechtsanwalt in Ratibor.

Einen weiteren Prozeß führte die Gemeinde wegen der Zählkreuzer. In diesem jedoch unterlag sie.

Außer den mannigfachen Arbeiten und Diensten, zu welchen der abhängige Anbauer seiner Grundherrschaft verpflichtet war, hatte er noch bestimmte Abgaben in Geld wie den Grundzins und Garzins zu leisten. Eine besondere Art von Abgaben an den Grundherrschaft war auch die Entrichtung der Zählkreuzer.

Beim Kauf mußten nämlich an denselben 4 Pf. vom Thaler der Kaufsumme abgeführt werden. Die Gemeinde glaubte nun, daß bei der Allgemeinen Ablösung im Jahre 1792 auch diese Steuer mit beseitigt sei, und drängte im Jahre 1831 gelegentlich einer Forderung des Grundherrn

Gabriel von Rudzinski, ihm von der Kaufsumme die Zählkreuzer zu zahlen, zum gerichtlichen Austrag der Sache.

Der Bauer Franz Jarosch nämlich hatte am 2. April 1827 das Bauerngut Nr. 16 für 1500 Thlr. in der Subhastation erworben. Er sollte nun dem Dominium 4 Pf. vom schlesischen Thaler = 20 Thlr. 15 Silberggr. an Zählkreuzern entrichten. Er wurde am 1. März 1831 aufgefordert, die Summe nebst den Zinsen vom 2. April 1827 ab zu zahlen. Da er sich weigerte, wurde er verklagt. An diesem Prozesse hatten die Bewohner ein großes Interesse.

Sämtliche Gemeindeglieder hatten die Verpflichtung übernommen, die Kosten des Prozesses zu tragen. Der Prozeß dauerte mehrere Jahre und wurde durch mehrere Instanzen geführt. Das Oberlandesgericht in Ratibor wies ihn kostenpflichtig ab und legte ihm 4 Thlr. Strafe auf. In dem Erkenntnis heißt es: „Es ist als erwiesen anzunehmen, daß dem Dominium bei Besitzveränderungen seiner Gutsbewohner außer den Sporteln noch andere Gebungen zustehen, deren Bestehen in Schlesien notorisch und observanzmäßig und deren Zulässigkeit durch neue Verordnungen ausgesprochen ist. Publicandum vom 8. April 1809 § 2. Diese Gebungen bestehen teils in Laudemien, teils in anderen Dominalgällen unter dem Namen von Verschreibgebühren und Zählkreuzern. Letztere sind, wie Verklager einräumt, in Kauthen bei Besitzveränderungen stets entrichtet worden und wird dieses Anerkenntnis durch die Zeugenaussagen sowie durch vielfache Dokumente, in denen die Abgabe im Fall vorgenommener Käufe von einem oder anderen der Kontrahenten übernommen worden, bestätigt und unterstützt. Der Inhalt der Dismembrationsverträge von 1812 und 1815, welche der Vorbesitzer Barthel Jarosch genehmigt und vollzogen hat, lautet: „Dagegen sind die kaufenden Gemeinden fernerhin verbunden, die Dingrechtsgälle, Konfirmations- und Verschreibgebühren oder Zählgelde vom Kaufpretio der Alten und der neuerworbenen Realitäten dem Dominio zu entrichten.“ Zählgelde sind eine erlaubte Abgabe, wo sie Dominalgälle und nicht Gerichtsgebühren sind.“

Die Gerichtskosten betrugen 20 Thaler, die Anwaltskosten 27 Thlr. 4 Silberggr. 1 Pf.

Was andere Gemeinden im Oppalale des Kreises Ratibor erst später erreichten, hat sich die Gemeinde Kauthen viel früher durch eigene Kraft zu erringen gewußt.



Die Kirche zum Hl. Geist in Beuthen D.-S.

Von Studienrat Liefon.

Eine uralte Stiftung ist das Kirchlein zum Hl. Geist auf der Krakauer Straße. Seine Entstehung hängt zusammen mit der Geschichte der Dörfer Chorzow und Domb, die bei dem Tartareneinfall im Jahre 1241 mit noch 500 anderen schlesischen Dörfern vollständig vernichtet wurden. Über ihren Untergang und ihre Neugründung sagt das Chorzower Kirchenvisitationsprotokoll vom 27. September 1792 folgendes:

„Nach dem Einfall der Tartaren, welche nach Vernichtung der Städte und Einäscherung der meisten Dörfer mit Feuer und Schwert auch gegen die Dörfer Chorzow und Domb so grausam wüteten, daß nur die fahlen Felder und der Name dieser Ortschaften verblieben, übergab und schenkte erwähnte entvölkerte und verlassen Felder Wladislaus, Herzog von Oppeln und Ratibor, dem Miechower Propst Heinrich in der Absicht, daß er diese verlassen Landstriche beliebigen Ansiedlern zuweisen und sie bevölkern, wie dies das Privileg folgender Urkunde beweist:

Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, Amen. Im Laufe der Zeit vergehen auch die Werke der Zeiten, wenn sie nicht durch das Zeugnis rechtschaffener Männer und schriftlich festgelegt sind. Daher tun wir zu wissen jedermann, dem gegenwärtige Urkunde zu Gesichte kommt, sowohl den Zeitgenossen als den Nachkommen, daß Wir Wladislaus, von Gottes Gnaden Herzog von Oppeln und Ratibor, in Anbetracht der Wohltaten und Dienste des Herrn Propstes Heinrich und seiner Ordensbrüder vom Miechower Hause demselben volle Gewalt gegeben haben, die zwei Dörfer Chorzow und Bialobrzejie nach deutschem Rechte auszusetzen, wie es in unserer Herrschaft einzelne Ritter haben. Damit aber diese unsere Schenkung die Kraft der Giltigkeit und Dauerhaftigkeit in vollem Maße und für immer erhalte, haben wir geglaubt, diese Urkunde durch Anhängen unseres Siegels noch mehr bestätigen zu müssen. Zeugen bei dieser Schenkung waren: Graf Rosphratus, Kastellan zu Teschen; Graf Derko, Kastellan zu Ratibor, Herr Gotthard, Notar, Jaroslaus, Unterkämmerer, Rasicha, zweiter Unterkämmerer, Herr Berthold, Schatzmeister.

Gegeben zu Gzeladz nach der Geburt des Herrn im 1257 ten Jahre, am 24. Juni.

Herzog Wladislaus I. 1230—1286 erlaubte also dem Kloster Miechow, die beiden Dörfer Chorzow und Bialobrzejie (älterer Name für Domb) nach deutscher Dorfverfassung neu zu gründen. — Das Kloster Miechow in der Krakauer Diözese war seit der Eroberung Jerusalems durch Sultan Saladin von Agypten im Jahre 1187 der Sitz des Generalabts der Jerusalemer Grabhüter Kreuzherren mit dem doppelten roten Kreuze. In dem Kirchlein zum Hl. Geist sehen wir einen Priester dieses berühmten Ordens abgebildet. Über einem schwarzen Talare trägt er einen schwarzen Mantel, auf dem in der Herzgegend ein rotes Kreuz mit doppeltem Querbalken angebracht ist. Der Geschichtsschreiber dieses Ordens, Samuel Rafielski, führt in seinem 1625 gedruckten Werke: *De sacra antiquitate et statu ordinis canonici sacrosancti sepulchri Hierosolymitani* den Ursprung dieser Vereinigung von Priestern zurück bis auf den Apostel Jacobus, den ersten Bischof von Jerusalem. Während der Regierung des 40. Bischofs von Jerusalem, Maximus, baute Kaiser Constantin über dem Grabe des Herrn 336 eine Kirche, in der nach der Auffindung des hl. Kreuzes der in eine silberne Hülle gefaßte größte Teil des Kreuzes aufbewahrt und dem Schutze der genannten Kreuzherren übergeben wurde, die sich seit dieser Zeit „Hüter des hl. Grabes“ nannten. Die Grabeskirche wurde nun die Kathedrale der Bischöfe von Jerusalem, der die Würde eines Patriarchen hatte und dem die Metropolen v. Caesarea am Meere, Sythopolis, Rabba und Bibira und außerdem noch 25 Suffragane unterstellt waren. Der Prior und das Kapitel der Kreuzherren an der Grabeskirche wählten den Patriarchen. Berühmte Mitglieder des Ordens der Jerusalemer Grabeshüter waren unter anderen der dritte König von Jerusalem, Balduin, welcher nach 13 jähriger Regierung 1131 auf seinen Thron verzichtet und Papst Urban IV. 1261—64, vorher Patriarch von Jerusalem. Dieser Papst unterstellte den Orden direkt dem päpstlichen Stuhle und befreite die Ordenskirchen von allen bischöflichen Abgaben. Papst Bonifatius IX. 1389—1404 übertrug den Ordenspriestern in allen zum Orden gehörigen Kirchen die Pfarrechte. Diese Ordenskirchen, meist durch fromme Stiftungen erbaut, waren überaus zahlreich. In der Schutzurkunde des Papstes Caelestin II., der 1144 alle Besitzungen des Ordens unter den Schutz des päpstlichen Stuhles nahm, werden Ordenskirchen mit zugehörigem Grundbesitz nicht bloß in Kleinasien, sondern auch in Italien und Sizilien erwähnt. Die Schutzurkunde des Papstes Honorius III. vom Jahre 1220 zählt weitere Ordensbesitzungen auf in Cypern, auf dem Balkan, in Spanien, Frankreich, Deutschland, Ungarn und Böhmen. In Schlesien bestanden größere Kirchen und Hospize der Kreuzherren in Groß-Glogau, Reiffe, Reichenbach, Frankenstein.

Nach Miechow kamen die Kreuzherren durch den polnischen Ritter Sza, der an der Spitze einer stattlichen Reiterchar 1162 zur Verteidigung des

hl. Landes nach Jerusalem zog und bei seiner Rückkehr ein Mitglied des genannten Ordens mitnahm, dem er dann seine reichen Besitzungen in Miehrow und noch zwei andere Ortschaften übertrug. Wie einflußreich und mächtig das Miehower Kloster infolge von Schenkungen und Stiftungen bald wurde, geht aus einer Urkunde aus dem Jahre 1198 hervor, nach der das Kloster die Grundherrschaft über 64 Dörfer in Polen besaß, in denen zumeist auch Ordenskirchen erbaut worden waren.

Die nächste Nachricht über das Verhältnis des Klosters Miehrow zu den Dörfern Chorzow und Domb enthält die Urkunde des Herzogs Casimir von Beuthen 1289—1312, ausgestellt zu Beuthen am 1. April 1299. Die Übersetzung des lateinischen Textes lautet:

„Im Namen unseres Herrn Jesus Christus. Wissen mögen es alle, zu deren Kenntnis diese Urkunde gelangt, daß Wir Casimir, von Gottes Gnaden Herzog von Beuthen, mit einstimmiger Bewilligung unserer Söhne und wegen des Seelenheiles unserer Eltern, dem Abte von Miehrow und den übrigen Ordensbrüdern vom hl. Grabe des Herrn für die beiden Dörfer derselben, welche gewöhnlich Chorzow und Domb genannt werden, auf ewige Zeiten Freiheit geben von allen Zahlungen und Steuern, auf welche unsere Herrschaft ein Recht hat: nämlich von der Pflugsteuer, von der Kuh, vom Schweine, vom Bergbau, vom Fuhrwerk, von der Gewalt des Kastellans und seiner Richter, sodaß sie nicht gehalten sind, vor den Genannten zu antworten, es sei denn, daß ein Dieb in den betreffenden Dörfern angetroffen würde, in welchem Falle die daraus entspringenden Strafen zur Errichtung des Hospitalgebäudes der genannten Brüder bei Beuthen und zum Nutzen der Armen, welche darin liegen, verwendet werden sollen. Zum Zeugnis dieses Aktes haben wir die Schenkung mit der Kraft unseres Siegels bezeichnen lassen. Gegenwärtig waren dabei der Graf Johannes, Kastellan von Beuthen, Johannes unser Schatzmeister, Imram, unser Ritter, Herr Heinrich, unser Hauskaplan, Brittko v. Schlesien, unser Ritter, Herr Micholko von Beuthen, unser Ritter.“

In dieser Urkunde befreit der Herzog die beiden Dörfer:

1. vom *jus polonicum*, von den ihm nach polnischer Landesverfassung zustehenden Gerechtsamen,
2. von der polnischen Landesgerichtsbarkeit mit Ausnahme eines der höheren Gerichtsbarkeit angehörigen Falles, und weist
3. die Geldeinkünfte daraus einem besonderen Zwecke zu, nämlich der Errichtung eines neuen Hospitals bei Beuthen.

Über die Gründung dieses Hospitals hören wir Näheres in einer Urkunde, welche im *liber monasteriorum ecclesiae cracoviensis* des Johannes Dlugosch sich befindet und später von Kaiser Rudolf II. zu Prag im Jahre

1605 als echt beglaubigt und bestätigt wurde. Die Urkunde lautet in der Übersetzung:

„Casimir, Herzog von Beuthen, pflegte die Frömmigkeit und ihr, die im Diesseits und Jenseits belohnt wird, stets hingegeben, nahm er wahr, daß in seinem Beuthener Gebiete sich vielfach unglückliche Menschen aufhalten, welche keinen bestimmten Unterschlupf und keine Wohnung haben, wo sie unterkommen und bleiben können, sondern daß dieselben bald hier bald dort in Städten und Dörfern sich niederlassen. Um ihrer elenden Lage abzuhelpen, errichtete und fundierte er in seinem Dorfe Chorzow, nicht weit entfernt von der Stadt Beuthen, ein Kloster oder Hospiz, in welchem dürstige und franke Leute aufgenommen und gepflegt werden sollen, im Jahre des Herrn 1300, und zwar mit ausdrücklicher Einwilligung und nach Beratung mit Johannes Mueata, dem Krakauer Bischofe. Erwähntes Dorf Chorzow mit allem Besitztum und dem Dominium schenkte, stattete mit Privilegien aus und verschrieb der Herzog diesem Kloster und Hospital und überantwortete den Ordensbrüdern vom hl. Grabe des Herrn in Jerusalem mit dem Doppelkreuze unter der Regel des hl. Augustinus für immer zur Leitung und Verwaltung. Da aber augenscheinlich genanntes Kloster und Hospital, wenn es an einem entlegenen Orte aufgeführt wird, wegen der ungeeigneten Lage und weiten Entfernung den Dürstigen und Kranken wenig nützt, so erbaute er es im Einverständnis und auf den Rat genannten Krakauer Bischofs Johannes Mueata in der Stadt Beuthen, welche ihm untertan ist, außerhalb der Stadtgemeinde und der Stadtmauer vor dem Tore, wo es nach Krakau geht, aus Holz und dotierte zu Ehren und unter dem Titel des hl. Geistes. Zum Zwecke reichlicherer Ausstattung fügte er das Dorf Domb hinzu, ferner die Mühle vor der Stadt Beuthen, desgleichen drei unter den Äckern der Beuthener Stadtbewohner gelegene Hufen, welche als im Grundbesitz des Propstes und der Brüder urbar gemacht werden sollen. Daher wohnt von jener Zeit der Fundierung und Dotierung an ein Propst des vorbenannten Ordens beständig in erwähntem Kloster und Hospital und führt die Pflege der dürstigen, schwachen und erbarmungswürdigen Personen. Er regiert und verwaltet weiterhin besagtes Beuthener Kloster und Hospital in geistlichen und zeitlichen Angelegenheiten und ist dem jeweiligen Miehower Klosteroberen in dem, was die Klosterregel und Gewohnheit verlangt, in allem unterstellt.“

Weil nach dem Zeugnis der angeführten Urkunden die Grund- und Gerichtsherrschaft sowie die Dominien von Chorzow und Domb dem Hospital zu Beuthen gehörten, darum übte der jeweilige Propst des Beuthener Hospizes nach Ausweis der Propsteiaften bis zur neuzeitlichen Gerichtseinrichtung ununterbrochen zu Chorzow über die Chorzower und Domb- Einsassen öffentlich Gericht, entschied über Erbschaften und andere Rechts-

verhältnisse und verließ selbständig Erben und Käufern die zugefallenen und erworbenen Stellen. Er handelte demnach wie ein Grund- und Gerichtsherr. Dem Hospital zum hl. Geist in Beuthen stand als Grundherrschaft der genannten Dörfer ferner zu der Grunozins, freies Mahl- und Fischereirecht, das Recht der Einwilligung in einen Verkauf des Grund- und Bodens und zu Weihnachten von jedem Chorzower und Domber Ackerwirte zwei junge Hühner als Ehrengabe, alles Leistungen, auf die rechtlich die Grundherrschaft gegen ihre Hinterlassen Anspruch hatte.

Daß mit dem Beuthener Hospiz von Anfang an eine Kirche verbunden war, geht aus der von Dlugosch aufgezeichneten und oben angeführten Urkunde insofern hervor, als der Beuthener Propst vom Jahre der Stiftung an seinen Sitz im Hospital zu Beuthen hatte und Kloster und Hospiz nicht nur wirtschaftlich, sondern auch seelsorglich versah. Dieses Kirchlein wurde unter demselben Titel gestiftet und geweiht wie das Hospital, nämlich zu Ehren des hl. Geistes.

Wahrscheinlich bestano schon seit Casimirs Zeiten auch in Chorzow ein Kirchlein, über das der Beuthener Hospitalpropst von Anfang an die Pfarrechte hatte, wie aus einer Urkunde des Herzogs Conrad II. von Schlesiens zu Olz-Beuthen, ausgestellt zu Bythom feria IV. post octavas S. S. Apostolorum Petri et Pauli 1372 hervorgeht, worin der Herzog anerkennt, daß für die Ernennung des Beuthener Hospitalpropstes rücksichtlich der Kirche zum hl. Geist nebst Hospital zu Beuthen sowie der Kirche zu Chorzow und der mit diesen Kirchen verbundenen Pfarrseelsorge dem Niechower Generalpropste das Patronatsrecht zustuhe. — Bis 1598 erscheint die Chorzower Kirche als eine Filiale der Hospitalkirche zum hl. Geist. Erst die Kirchenvisitationsakten des Beuthener Dekanates von 1598 nennen die Chorzower Kirche *ecclesia parochialis*, Pfarrkirche. Im Jahre 1695 verlegte der Beuthener Hospitalpropst seinen Sitz vom Beuthener Hospiz nach Chorzow, wahrscheinlich weil der Ort beständig gewachsen war und die Anwesenheit des Seelsorgers erforderte. Auf einer angekauften Freibauernstelle erbaute er die Propstei und versah von diesem seinem neuen Sitze aus das Hospital und die Seelsorge in beiden Kirchen. — Infolge dieser Residenzveränderung des Propstes wurde seit 1695 die Hospitalkirche zum hl. Geist in Beuthen Filiale der Pfarrkirche zu Chorzow und ist es geblieben bis heute. — Das Kirchlein zum hl. Geist war wie das Hospiz anfangs natürlich nur ein Holzbau. 1721 baute Propst Stepowski die heutige massive Kirche. Aus diesem Anlaß feierte sie am 20. November 1921 das 200 jährige Jubiläum ihres Bestehens in der jetzigen Form.

Die Kirche ist ein Symbol christlicher Nächstenliebe. Zu seinem und seiner Angehörigen Seelenheile stiftete Herzog Casimir 1300 Kirche und Hospiz. Aus der im Anfang so kleinen Gründung haben sich zwei bedeutende

kirchliche Caritasanstalten entwickelt, das Hospital auf der Krafauer Straße mit 50 alten Leuten und das ein ganzes Stadtviertel umfassende Krüppelheim zum hl. Geist an der Kurfürstenstraße, das über 400 krüppelhaften Kindern Unterkunft, Erziehung und Unterricht, ärztliche Behandlung und Ausbildung für einen Lebensberuf gewährt. Bei der Einweihung von 10 Jahren erklärte der Regierungsvertreter das Beuthener Krüppelheim zum hl. Geist als das größte und modernster Gebäude seiner Art im ganzen Reiche.

Auf diese beiden gewaltigen Anstalten christlicher Nächstenliebe wies der hochwürdigste Herr Kardinal Vertram in seinem Glückwunschtelegramm zum Jubiläum des durch Herrn Kirchenmaler Kowalewski zu neuem Glanze erstandenen Kirchleins zum hl. Geist hin mit seinem Wunsch: „Möge der Geist der Liebe, der jene Anstalten geschaffen hat, in aller Herzen zu reicher Frucht sich entfalten und die Wunden heilen helfen, die in begrängter Zeit dem oberchlesischen Volke geschlagen wurden.“



Ältester Eisenkunstguß in Oberschlesien um 1570. (Kreuzburger Hütte).

Von Dr. Kurt Bimler.

Meine Untersuchung des Bestandes an Eisenreliefplatten in Schlesien¹⁾ hat die überraschende Tatsache erwiesen, daß nicht Niederschlesien, trotz seines verhältnismäßig reicheren Bestandes an eisernen figürlichen Reliefs des 16. bis 18. Jahrhunderts, einen älteren Eisenkunstguß gepflegt hat, sondern nur Oberschlesien. Niederschlesien muß demnach auf den öfters geltend gemachten Anspruch verzichten, an der in West-, Mittel- und Süddeutschland großartig entwickelten Eisenkunstindustrie beteiligt zu sein. Das des Bronzebildgusses entbehrende Oberschlesien hat trotz seiner isolierten Lage, unbeeinflusst von dem nur schwach am Eisenkunstguß teilnehmenden Nachbarland Böhmen, den künstlerischen Veredelungsprozeß des Eisengusses mitgemacht, wenn auch nur fast episodenhaft kurz.

Diese Tatsache verdient um so mehr Beachtung, als wir noch heut über den Beginn des Eisengusses überhaupt im Dunklen tappen. Die Erzählungen von altgriechischen und römischen Eisengüssen haben sich als unverstandene Wiedergaben der Kunsthistoriker erwiesen. Unsere Kenntnis des Eisengusses geht vorläufig nicht über den Kanonenkugelguß des ausgehenden Mittelalters zurück. Auch in Schlesien wissen wir recht viele Eisenhämmer, die zum Teil noch dem Mittelalter entstammen, in Oberschlesien sind sie am dichtesten in den Kreisen Rosenberg, Lublinitz und Beuthen anzutreffen. Bei Lubschau lag einer der ältesten aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, diejenigen des Beuthener Landes werden ihm an Ehrwürdigkeit nicht nachgestanden haben, und von der im östlichen Teile des Kreises Oppeln gelegenen Kreuzburgerhütte berichtet Simmersbach,²⁾ daß dort sechshundertjährige Eichen über alten Eisenschlacken standen. Doch hatte sich bisher von keinem dieser altersgrauen Eisenhämmer anderes als Schmiedeeisenerzeugung nachweisen lassen. Die Produktion von Gußeisen mußte ihnen zunächst abgesprochen werden.

Nun stellt das Vorhandensein einer offenbar im Lande entstandenen Gruppe von gegossenen Grabplatten, die stilistisch eng zusammengehören und sicher demselben Eisenwerk und der Zeit um 1571 entstammen, die Frage

¹⁾ Abgedruckt in der „Gießerei“-Festschriftnummer 35 des Jahrganges 1924. München bei Oldenbourg.

²⁾ Frech, Schlesische Landeskunde. Leipzig 1913, S. 343.



Eichendorffs Eltern.

nach ihrem Ursprungsort. Diese Reihe von 15, im Dekor fast gleichen Platten setzt sich zusammen aus

1. neun Grabplatten an den Außenmauern der katholischen Pfarrkirche zu Oppeln mit den Namen und Wappen des Freiherrn Hans von Oppersdorff (Abb. 2) und dem Gußjahr 1571 (Todesjahr des Freiherrn 1584!), seiner Mutter Barbara (Abb. 1), seiner zwei Frauen und vier Kinder und des 1571 verstorbenen Freiherrn Adam von Beß. Im Innern der Kirche ist noch eine zehnte Grabplatte eines 1557 gestorbenen Andreas Swincke eingelassen, mit gleichen Buchstaben und demselben Rahmenprofil versehen, zudem im unteren Teil mit einem Kruzifix in Relief ausgestattet;

2. einer Grabplatte in der katholischen Pfarrkirche zu Cosel der 1570 gestorbenen Agnes Wittich, mit gleicher Akanthusumrahmung des Wappens, gleichem Rahmenprofil, denselben Buchstabenformen und gleichem Giebelblatt wie bei den Oppersdorffschen Platten;

3. drei Grabtafeln in der Turmvorhalle der evangelischen Kirche zu Karlsmarkt (früher Kegerdorf und schon im Brieger Kreis), und zwar des 1528 verstorbenen Barons Adam von Beß (Vater) mit dem verzeichneten Gußjahr 1571, seiner 1531 verstorbenen Gattin und einer Frau geb. Suppin von Fulsstein († 1552). Wappenform und die anderen dekorativen Teile stimmen genau mit denen der vorher genannten Platten überein. Die Ausführung der erwähnten vierzehn, in der Breite 71 bis 80 cm und in der Höhe 152 bis 176 cm messenden Tafeln ist durchaus einheitlich, sie kann nur einer Hand und einer Gütte entstammen;

4. die fünfzehnte Grabtafel desselben Schlages fand ich weiter ab von Oberschlesien, an der Pfarrkirche zu Groß Wartenberg. Sie gehört dem 1552 verstorbenen Hofrichter Jörg Otm von Januschowitz an und weicht erklärlicherweise nur in der noch gotischen Wappenform ab.

Angeichts dieser eigenartig gestalteten Platten, für die in Deutschland und Böhmen keine Parallelercheinung vorhanden ist, und denen höchstens die Steinbildnerei Verwandtes zur Seite stellen könnte, war die interessante Frage die, in welchem Güttenwerk die Grabplatten entstanden sein konnten. Die niederschlesische Eisenindustrie schied, trotz ihrer damaligen Blüte, aus, da sich keine auch nur entfernt ähnliche Grabplatten in ihrem Gebiet vorfand. Also mußte das erzeugende Eisenwerk in Oberschlesien gesucht werden.

Das Hauptkontingent der 15 Tafeln ist auf Rechnung des Freiherrn von Oppersdorff zu setzen, der nach dem Wortlaut einer Tafelinschrift im Jahre 1570 eine heute nicht mehr vorhandene Familiengruft an der Pfarrkirche zu Oppeln errichtete. Hans von Oppersdorff mußte also der geistige

Urheber des Reliefgusses sein, und die Eisengießerei durfte nicht allzufern von Oppeln liegen.

Allmählich entschied ich mich für die offenbar einst in großer Blüte stehende Kreuzburgerhütte. Auch den, dem Baron von Beß gehörenden Althammer bei Carlsmarkt hatte ich in meiner ersten Veröffentlichung in den Bereich der Herstellungsmöglichkeit gezogen. Inzwischen hat ein im Oppersdorffschen Archiv aufgefundenen, allerdings schon dem 19. Jahrhundert angehörendes Dokument, meine erstere Annahme bekräftigt. In gelegentlichen Notizen vom 5. April 1814 erwähnt Graf Franz von Oppersdorff, daß die Grabtafeln der Oppler Gruft in der Kreuzburgerhütte gegossen worden seien.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht veräumen zu erwähnen, daß der Name Kreuzburger Hütte erst in neuerer Zeit, seit ihrer Neugründung unter Friedrich dem Großen entstanden ist. Der ältere Name ist vorläufig verschollen. Befestigungs-, Mühlen- und Hüttenanlagen leben nach Intervallen immer wieder an denselben, von den natürlichen Verhältnissen begünstigten Örtlichkeiten auf. Geringe lokale Verschiebungen spielen hierbei eine untergeordnete Rolle.

Daß Hans von Oppersdorff der Mann war, der in einer an Hausstein armen Gegend den Eisenguß für seine Grabtafeln wählte, wird leicht begreiflich, wenn wir in Erwägung ziehen, daß er einer unserer bedeutendsten Kriegsführer war, der es im Dienste des Kaisers zum General der Kavallerie brachte und sich auf den Feldzügen in Italien und Frankreich gerade der technischen Seite seines Handwerks widmete.³⁾ Als Oberlandeshauptmann von Ratibor mußte er der Erzeugung von Kriegsmaterial seine besondere Sorge widmen, und wir dürfen annehmen, daß er seine Kanonenrohr- oder mindestens Kugelgießerei in der Kreuzburgerhütte einrichtete — die meist ehernen Geschützrohre wurden wahrscheinlicher von auswärts geliefert, da sich bisher von allen Reißer Glockengießern nur für Hans Seibelich von der Weiden Anzeichen gefunden haben, daß er auch den Stückguß betrieb.

Fassen wir also die für den Oberlandeshauptmann und Truppenführer Hans von Oppersdorff gegebene Notwendigkeit ins Auge, daß eine Eisengießerei mit lebhaftem Betrieb für die Kriegsindustrie vorhanden sein mußte, so dürfen wir die dafür im Anschluß an das vom Budkowitz Wasser getriebene Hammerwerk eingerichtete Hütte in Anspruch nehmen, die durch die erwähnte schriftliche Aufzeichnung des Grafen Franz von Oppersdorff als Herstellerin der Grabplatten bezeugt ist.

Die formale Gestaltung der Platten ist eine verhältnismäßig einfache, doch beweisen ihre einzelnen Schmuckteile und deren architektonische Zu-

³⁾ H. Schnurpfel, Geschichte der Stadt Oberglogau, S. 461.

sammenfügung mit guter Schriftverteilung, Stellung der Wappen und Rahmung auf eine geschulte Kraft. Die Wappen- und Pilasterfüllungsmodelle können in der Hütte entstanden oder außerhalb der Hütte von einem Oppler, Reißer oder Breslauer Bildhauer (Holzschneider) geliefert worden sein. In der Formengebung treten mittelalterlich-gotische und renaissancemäßige Ausdrucksweisen nebeneinander auf. Das Gepräge der neuen südlichen Gestaltungsart tragen die wohlgeformten Majuskeln und die Wappenrahmung durch S förmig geschwungene Akanthusblätter, wie sie Albrecht Dürer für die Wappenmaler vorgezeichnet hat. Die gleichen Pilasterfüllungen an zwei Oppersdorffschen Tafeln (Abb. 1) entsprechen in ihrer einfachen Rankenprägung denen am Jendwikepitaph der Breslauer Elisabethkirche. Das aus Viertelstäben und Plättchen zusammengesetzte Rahmenprofil ist zeitlich weitreichend. Mittelalterlich sind aber auf zwei inschriftlosen Oppersdorffschen Tafeln (Abb. 2) die eigentümlichen Pflanzengebilde unter den renaissancemäßigen Wappen. Struktur und ursprüngliche Gestaltung der Pflanzenbilder sind infolge der Oberflächenzerstörung unklar. Sie haben teils stereometrische Formen, teils könnten sie als Fruchtstände angesehen werden, teils als zusammengesetzte Dolden (zweite von rechts als *falcaria*?). Die Deutung des Zweckes dieser Pflanzengebilde ist mir versagt geblieben, es mögen Dekorationsversuche sein, wie wir sie ähnlich in Pflanzenabgüssen an Glocken bis ins 18. Jahrhundert finden, sie können auch einen auf die Verstorbenen (Kinder?) beziehenden Sinn haben. Das Wichtige ihrer Aufreihung unter den Wappen ist für uns insofern, als sie verraten, daß neben dem, die Guß- bzw. Schmuckteilmodelle liefernden Bildhauer (Formenschneider) eine minder stilgerecht, richtiger gesagt, eine noch in gotischer Ausdrucksweise befangene Hand an der dekorativen Ausgestaltung beteiligt ist. Die Wahl zwischen einem aus dem rein Handwerksmäßigen der Einformungstechnik herausgewachsenen Hüttenarbeiter und einem noch gotisch empfindenden Modelleur steht uns frei.

Die heimisch „rückständige“ gotische Darstellungsweise des gedachten Hüttenmodelleurs bricht in einem Eisenrelief durch, das außerhalb der Grabplattenreihe in der Vorhalle der Kirche zu Greisau ihr Dasein führt. (Abb. 3.) Für ihre Herkunft ist zunächst kein Zeugnis vorhanden. Nach einer Ortslegende ist sie von einem büßenden Ehebrecher aus Ezenstochau vor unbestimmbarer Zeit nach Greisau gebracht worden. Die Himmelsrichtung mag stimmen, doch steht Ezenstochau und dessen Umgebung mangels Beweise eines derzeitigen Kunstgusses außer Frage. Ich rechne dieses Relief, von dem weitere Abgüsse in Deutschland und Böhmen nicht zu finden sind, den Erzeugnissen der Kreuzburgerhütte zu. Das aus Viertelstäben und Plättchen zusammengesetzte Rahmenprofil gibt den ersten Anhaltspunkt zur Zuweisung. Die spätestgotischen Formen der Darstellung

weisen gleichfalls auf die Zeit um 1570. Der Former (Holzschneider) der Hütte wagte sich an eine Reliefgruppe noch einem heimatlichen Kirchenbild oder einem Holzschnitt. Seine künstlerische Unbeholfenheit offenbart sich, da er naturalistisch sein will, in der Körper- und Gewandbehandlung. Die ohne jedes Verständnis der Muskellagen und Spannungen versuchte Oberkörperformung des Gefreuzigten verrät den Ungeübten. Die frontale, steif lotrechte Stellung des Christuskopfes, die Faltenbehandlung der Gewänder und die Bildung der Gliedmassen bei den Nebenfiguren¹⁾ tun die ungewohnte, nach einer gezeichneten oder gemalten Vorlage durchgeführte Modellierung dar. Das Herausgehen aus dem rein Plastischen der Relieffiguren ins Bildhafte durch Aufnahme der verhältnismäßig großen Stadtansicht im Hintergrunde unter gleichzeitiger Einfügung von reihen- und langblättrigen Pflanzen in die vordere und mittlere Reliefschicht, etwa in der Art des Meisters der Nürnberger Passion, beweist gleichfalls die Anlehnung an einen Holzschnitt aus der Zeit um 1500.

Zum Vergleich mit der bereits reichlich anders gearteten Eisenkunst des Westens sei hier das Bild einer Raminplatte gegeben, die sogar noch etwa zwanzig Jahre älter als unsere Grabtafelreihe ist. Sie gehört, durch Vermittlung des Berliner Handels, der Sammlung Simon Macha in Beuthen an und stammt wahrscheinlich aus Hessen. (Abb. 4.) Mit Rücksicht auf die Art ihrer Ornament- und Baumschlagbildung, nach ihrer Figurenkomposition und der Klarheit in der Verteilung des landschaftlichen Hintergrundes habe ich sie den Arbeiten des für das Kloster Haina in Hessen um 1550 tätigen Formenschnegers Philipp Soldau von Frankenberg zugewiesen, einem unserer besten Eisenmodelleure. Die formale Distanz dieser durchaus renaissancemäßigen Platte zu dem primitiven gotischen Kreuzungsrelief unserer Heimat ist groß. Trotzdem behält die schlichte, in ihrer Formgebung vielfach ungelente Darstellung in Greifau nicht bloß ihren Gefühlswert, ein Künstler von heute würde zwar bei der Abfassung desselben Gegenstandes mehr Gewandtheit in den Einzelheiten an den legen, die Gesamtkomposition und die Zeichnung der Blumen und Blätter mit ihren eigenen Stilisierungs- und Stimmungswerten könnten ihm nachahmenswertes Vorbild sein.

Vergleichungsmöglichkeiten bietet noch eine zweite eiserne Raminplatte, die ich aus Beuthen a. Oder in unser Beuthener Museum verpflanzt habe. Die Darstellung des springenden Pferdes über einer Stadtansicht kennzeichnet sie als sehr häufig wiederholtes braunschweigisches Produkt, das in der Qualität unter derjenigen der Soldausen wie unserer heimischen bleibt.

Kurt Wimler.

¹⁾ Aufsch gibt im Denkmälerverzeichnis des Reg.-Bez. Oppeln, S. 69 die Nebenfiguren fälschlich als die eines Ehepaares an. Er hat in der Eile der Besichtigung die Rippen übersehen.

Aus Bonzes „Stary kosciol miechowski“.

I. Kapitel. Fortsetzung.*)

Aus dem Inhalt: Der Bote verteidigt sich. — Ortswache. — Frondienst. — Not und der Schnapstempel im Dorfe. — Ermahnung zur Friedfertigkeit und Nachsicht gegen die Mitbrüder.

Übertragen von L. Chrobok.

So lief das „Töpfchen“ über; und wenn einer zu zischen
Anfängt, summen gleich alle andern Töpfe dazwischen.

Der Herr „Rektor“, der vorher diesen Knorren nicht gesehen,

Schweigt und starrt auf das Schreiben: Wie die Sache jetzt drehen?

Der Dorfschulze, Herr Piatek, denkt: Gut gab er es ihnen;

Mir gilt's nicht, zur „Gromada“ bin ich immer erschienen!

Koronowicz, Adamiek zu einander leis sagen:

Wir sind alt schon zum Reden, mögen andre es wagen!

Doch Herr Foltyn, der Bote, sammelt frisch seine alten

Kräfte, um Martin Zyla einen Sermon zu halten:

„Wahr gesprochen, Martinchen, bist sehr jung noch an Jahren

Und in sachlichem Reden ganz und gar unerfahren;

Noch zu schwach ist dein Schädel, etwas Rechtes zu leisten.

Wie kannst du dich, mich Alten so zu tadeln, erdreisten!

Wie, mir wagst du zu drohen? Ich soll zu allen Türen

Gehen und die Hauswirte an den Haaren herzführen?

Schade wär's, wenn sie von mir so behandeln sich ließen!

Und das Laufen ist keine Neuigkeit meinen Füßen!

Sechzig Jahr' ohne Tadel tragen sie mich; in Ehren

Ward ich grau, und ich diene allerlei großen Herren!

Kannstest du Kaspar-Kloziok? Unterm Rasen schon ruhen

Seine Hände, die fleißig füllten Scheunen und Truhen

Unser Herrschaft; und nach ihm kam ich. Habe ertragen

Sonnenglut! Wenn die Felder leer im Herbst dalagen,

Wenn im Bansen die Feldfrucht sah dem Dreschen entgegen,

Wer bewahrte der Scheunen aufgestapelten Segen?

Seine Beine nie schonend, Foltyn war es, der greise,

Dem Martinchen nun Faulheit vorwirft ohne Beweise!

*) Vergl. Oberschl. Heimat XVII. Bd. (1921), S. 5—8.

Wenn ich, was schon leicht möglich, einen aus solcher Menge
 Eingeladen nicht habe, straf mich nicht zu streng!
 Möge, wer zur „Gromada“ geht, auch rufen die andern;
 Eine Meile hat keiner zu dem Nachbarn zu wandern.
 Müßt ihr doch auch der Reihe nach bereits seit uralten
 Zeiten, wie ihr im Dorfe wohnt, Ortswache halten.
 Und wer ruft euch zur Wache? — Niemand! Nach unsrer Väter
 Übereinkunft ist jeder reihum eine Nacht Wächter;
 Morgens muß er die Lanze zu dem Nachbarn hintragen,
 Sieht sie dieser, dann weiß er, was die Uhr hat geschlagen,
 Geht zur Wache. Und damals, als wir, erbuntertänig,
 Für die Herrschaft im Schweiß fronen mußten nicht wenig,
 Rief man uns zu der Arbeit auch nicht höflich und artig.
 Um die Mitternachtsstunde schon, da weckte uns Szaflif,
 (Er ist tot schon, Martinchen kannt' ihn nicht) Szaflif stellte
 Sich ans Tor, und von dort her er nur so viel vermeldte,
 Rufend aus voller Lunge: Mit der Sense, Koruge,
 Nach Romiarfi zum Mähen! — Du, Bialafif, zum Pfluge! —
 Stanislaus, zum Heu! — Albert, mit dem Dreschflegel heute! —
 Ob auch alle ihn hörten, ob nicht, wißt es doch, Leute,
 Die ihr älter als Martin — Arm ist seine Erinn'ung —
 Alle mußten doch gehen, das war heil'ge Verpflichtung.
 Jetzt, da frei ihr geworden, stumpft ab euer Gewissen,
 Glaubst, man wird in die tauben Ohren blasen euch müssen.
 Überdies schätz ich: Martin Zyla ist gar kurzfristig!
 Denn von uns sind genug da, und auch Bobref hat richtig
 Mierzwa hier als Vertreter, Georg Bujar ich halte
 Für den Karfs, und es glänzt aus Rokittnik auch das alte
 Haupt Hatlapas. Zugewen sind auch Männer, ich meine,
 Aus Osiny. Was will da noch Martinchen, der kleine?
 Jung, Martinchen, bist jung noch, darum... Da warf ein Riese,
 Bargiel, von seinem Sitze sich erhebend, rasch diese
 Worte ein: „Warum willst du, Foltyn, statt uns zu sagen,
 Weshalb du nicht gerufen uns, aus schimmligen Tagen
 Von den Koziofs und Szaflif alte Märchen aufstischen!
 Glaubst du, daß du hier sitzt in der Spinnstube zwischen
 Mägden? Zeit ist sehr kostbar! Kurze Antwort gib darum:
 Weshalb bist auf Szkarotka¹⁾ nicht gewesen? Sprich, warum

¹⁾ Szkarotka = ursprünglich ein Gasthaus, später die ganze Gegend um dasselbe herum. Es war der Ortsteil, in dem jetzt der Friedenshort, das Baleska-Stift

Auch nicht mit einem Schritte?“ — „Ungeflachte Labander!“
 Brummt nun Foltyn, „die Bargiels sind doch all' durcheinander
 Unbedeutende Menschen. Können die etwas nützen?
 Ein Paar leinene Hosen, alles, was sie besitzen!
 Was gibst du für die Kirche? Und zum Schluß —“ mit Betonung
 Spricht jetzt Foltyn, „wann trifft man dich denn in deiner Wohnung?
 Altmann, Salomon, Miera könnten es wohl verraten,
 Wo vom Abend zum Morgen die Herren Bargiels beraten;
 Ich nicht! Aber verzeih, daß ich dir scharf bin gekommen,
 Doch du hast auf mich Graukopf auch nicht Rücksicht genommen.“
 Auf die Bank dann sich setzte Foltyn samt seiner Ehre,
 Daß die Bank laut aufstöhnte ob der doppelten Schwere. —
 Solltest, Foltyn, die Wespen in dem Neste nicht reizen.
 Wie sie summen, daß dir die dünnen Haare sich spreizen!
 Es erhoben die Zylas, Bargiels sich in den Bänken,
 Solipowo, die Gryczyfs, Martin, Krzon — alle denken,
 Daß Herr Foltyn sie alle durch die Rede wollt' rupfen
 Und an ihrem zweideut'gen Federkleide sie zupfen.
 „Was?“ kräht Kiepek, „der Bote darf hier so etwas sagen!
 Lassen wir uns mit Fäusten ins Gesicht von ihm schlagen?
 Werst hinaus ihn!“ Und viele wollen gleich es ausführen;
 Der Herr „Rektor“ ruft: Ruhe! Neue Redner marschieren
 Auf: Markucif, der „Weiche“, wie sie spöttisch ihn hießen
 Weil er einer der ersten, welche schwörend abließen
 Von dem Branntwein, da stehen Buleczka und die Bonczyfs,
 Stangen gleich zwischen Erbsen, auch die Pieckas und Laszchfs,
 Wollen gleichzeitig reden, schreien, freischen und zischen.
 Da flötet mutigen Geistes der Herr Rektor dazwischen
 Wie die Nachtigall: „Leute, nehmt euch doch zusammen!
 Still! Ich ruf' euch zur Ordnung in des Königs Namen!
 Mäzigt euch!“ — Wenn im Sommer plötzlich Winde aufstehen
 Und am Himmel sich sammeln finst'rer Wolken Armeen,
 Blitze, des Donners Krachen, Hagelschlag, Überschwemmung
 Ringsum — dann sich der Sturm legt und auch uns're Beklemmung
 Nach vereinzelt'm Donnergrollen heilige Stille
 Herrscht am Himmel, der eng erst schien für der Wolken Fülle:

und das herrschaftliche Haus für die Dominialarbeiter liegen; ungefähr an der Stelle des letzteren soll das Gasthaus Szkarotka gestanden haben. Den Namen leiten betagte Miedowitzer von szkaradny = häßlich ab. Dieses Attribut soll dem Gasthaus wegen seines mangelhaften Bauzustandes und wegen des Treibens darin beigelegt worden sein. Jetzt ist die Bezeichnung im Orte fast gar nicht im Gebrauch.

So auch heut in der Schule. In dem wilden Grimme
 Schaffte Stille allmählich des Herrn „Rektors“ Stimme.
 Wie die letzten noch etwas in den Bart leise brummen,
 Steht auf Valentin Bonczyk;²⁾ daß sie gänzlich verstummen,
 Räuspert sich der Gardiste, sieht bald niemand sich rühren
 Und beginnt auf des Lehrers Wink die Schar zu kurieren:
 „Nachbarn, euer Verhalten von heut hat mich verwundert,
 So war keine „Gromada“ noch von all den hundert,
 Die ich trag' im Gedächtnis. Was ist in euch gefahren?
 Gesteh's, Zyla, daß deine Worte gar bissig waren,
 Deine, Bargiel, nicht minder: Von der Löhnung spricht einer,
 Will den Boten absetzen, jener spottet gar seiner,
 Daß er von Spinnereien träume; jeder, ihr Lieben,
 Hat so, wollend, nicht wollend, ihn zum Borne getrieben.
 Doch auch Foltyn verletzte, ohne Rücksicht dreinpfauchend,
 Sein Amt, derart dreinhauend, offensichtlich mißbrauchend.
 Schön ist's nicht, hier die Bargiels Trunkenbolde zu nennen,
 Daß sie nur ein Paar Leinwandhosen haben, zu wäghen.
 Ich, der ich gleichen Alters wie der Bischof, verrate
 Euch, daß selbst der Dorfschulze keine Schuh' damals hatte,
 Martin Bonczyk, mein Vater (Mara hieß meine Mutter),
 Denn Not gab es im Hause mehr als Brot und Butter.
 Nach Frankreich zogen durch unser Land die Moskowiter;
 Wieviel könnte von ihnen ich erzählen! Gar bitter
 War die Zeit. Doch zur Sache! Hört, ich zürn' einem jeden,
 Den ich abfällig höre über Miechowiz reden.
 Golden sind unsre Dörfler, tugendhafter wie sonstwo
 Menschen sind; aber wären unsre Brüder auch nicht so,
 Müßten wir doch verdecken ihre Schwächen und Launen,
 Anstatt diese vor aller Welt laut auszuposaunen.
 Ich will Schnaps niemals trinken, sollten lange auch tragen
 Mich die Beine noch, aber laßt von Kurz euch doch sagen,
 Wie's im Ort früher zuing! Eh' das Kind noch zur Welt kam,
 Prüfte schon dessen Vater, ging von Kretscham zu Kretscham,
 Welcher Gastwirt den Brantwein am schmachhaftesten mache.
 — Schnaps war uns zum Vergnügen die notwendigste Sache! —
 Fünf Quart wenigstens ließ er für die Laufe einmessen,
 Schmauserein, auch die kleinsten, sind ohn' Schnaps nie gewesen.
 Selbst dem Kind gab man Brantwein statt der Brüste der Mutter,
 Weil auf die Art und Weise man es, meinte ein guter

²⁾ Der Vater des Pfarrers Norbert Bonkef.

Nachbar dazu, am besten gegen den Schnapsteufel feie.
 Solcher Beispiele könnt' ich anführ'n euch eine Reihe,
 Wie zur Welt unsre Väter mit der Schnapsflasche kamen,
 Mit ihr lebten, mit ihr auch von der Welt Abschied nahmen.
 Traurig waren die Zeiten, doch auf bessere brannte
 Damals niemand, weil niemand andre, bessere kannte.
 Könntet ihr ins Gedächtnis euch dies alles einweben!
 Mag dem Foltyn nun Bargiel und auch Zyla vergeben!
 Zürn' nicht, Martin! — „Ich will auch keinem etwas nachtragen,
 Denn weshalb denn, Herr Steiger? Doch es soll niemand sagen,
 Ohne Ursache hätt' ich heut den Streit angefangen;
 Ich erwarte es, billig ist wohl dieses Verlangen.
 Denn daß alle Gemeinden über solch einem schweren
 Punkt gemeinsam beraten, das wird sich doch gehören.
 Das nur wollt' ich verlangen. Und so war es auch immer.“ —
 „Heut ist's ebenso, sind wir auch nur wen'ge im Zimmer.“
 Sprach Hatlapa, „doch macht das nichts aus in diesem Falle!
 Handelt sich's um die Kirche, auch die Fehenden alle
 Werden, was wir beschloßen, sicher mitunterschreiben;
 „Wie ihr, so auch wir!“ Das wird unser Sprichwort stets bleiben.“



II. Kleinere Beiträge.

Persönliche Erinnerungen an Eichendorff.

Lang' ist es her! In der vor 70 Jahren noch eng von Mauern, Wällen und Bastionen umgürteten Festung Neisse, dem an Kirchen und Klöstern reichen „schlesischen Rom“, verlebte ich (von 1850—56) einen Teil meiner Jugendjahre. Von meinen Schulkameraden sind mir noch zwei in lebhafter Erinnerung: Eduard Schnizer und Eduard Grünner. Schnizer ist der Welt bekannt geworden als Emin-Pascha, eine der merkwürdigsten, sympathischsten Persönlichkeiten in der Reihe der Afrikaforscher, gleich groß als Organisator, Verwaltungsbeamter, Kriegsmann und Naturkundiger, einer der besten Kenner des äquatorialen Theiles von Afrika. Mein nur wenige Jahre älterer Freund Schnizer sammelte unter meiner Mithilfe Pflanzen — das umfängliche Herbarium wird noch heute vom Neisser Gymnasium aufbewahrt. — Eduard Grünner wurde später der bekannte Genremaler; die Kenntniss für seine klösterlichen „Stillleben“ hat er wohl in Neisse gewonnen.

An einem klaren Herbstmorgen 1855 wanderte ich mit Kameraden hinaus nach Rochus — eine herrliche Allee uralter Linden machte den Weg überaus angenehm. Wiederholt war uns ein alter Herr begegnet, den wir nicht kannten; als ihn ein Offizier, der des Weges kam, verbindlich grüßte, erfuhren wir, daß der Dichter Joseph v. Eichendorff vor uns ging. Er war der erste Dichter, den ich in meinem Leben sah und nun noch dazu gleich ein so berühmter, denn von Eichendorff hatten wir schon in der Schule gehört und einzelne seiner Lieder gelernt.

Der alte Herr — er stand damals im 68. Jahre — setzte sich auf eine Bank unter den Linden; ich ließ meine Gefährten laufen und nahm bescheidenlich am anderen Ende Platz — — „daß also ist ein Dichter, der große Dichter Eichendorff!“ Er trug einen langen, dunkeln Rock mit großen Aufschlägen und breitem Kragen, ein helles Tuch um den Hals und eine langschößige Weste; der hohe, schwarze, etwas spitzulaufende Hut und ein Rohrstock mit silberner Krücke gehörten zur Mode jener Zeit. Der Dichter mochte wohl bald meine bewundernden Blicke fühlen und redete mich an; er fragte nach dem Woher und Wohin, nach Namen und Eltern, und seine wohlwollende Art, der freundliche Klang der etwas verschleierten Stimme und insonders der Blick seiner klaren, blauen Augen machten mir Mut, und ich plauderte frisch drauflos. „Weißt du denn, wer ich bin?“ fragte er — ich stand auf: „Jawohl, der Dichter Joseph von Eichendorff! Und ich kenne Ihren Namen auch aus der Schule; da haben wir Lieder

gelernt, die Sie gedichtet haben: O Täler weit, o Höhen, — Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben — und: Wem Gott will rechte Gunst erweisen. — Da ging ein lichter Schein über das gute Gesicht des Dichters; er stand lächelnd auf, trug mir einen Gruß an meinen Rektor Steinhorst auf und reichte mir mit einem „Auf Wiedersehen!“ die Hand.

Ganz glücklich über mein Erlebnis trabte ich heim, um Eltern und Geschwister an meiner Freude teilnehmen zu lassen. — Bald darauf begegnete ich dem Dichter (nicht zufällig, wie ich bekennen will) in der Stadt wieder. Er erkannte mich und erlaubte mir, neben ihm herzugehen. Als ich ihn, der Weisung meines Vaters gemäß, „Herr Baron“ anredete, blieb er stehen und sagte: „Mein Sohn, nenne mich nicht so — das ist ein englischer Titel; ich bin Freiherr, aber sage du nur ruhig Herr von Eichendorff!“ Zwischen dem Breslauer Tor und der Reissebrücke begegnete uns ein von Soldaten bewachter Zug von „Baugefangenen“, schweren militärischen Verbrechern, die gelb und schwarz gestreifte Kleidung trugen; die Fußgelenke waren von Metallringen umschlossen, an denen große, eiserne Kugeln hingen, die sie hinter sich herzogen. „Sieh mal, mein Junge, ist das nicht barbarisch?“ sagte Eichendorff. „Was die Leute auch verbrochen haben mögen — so dürfte man sie doch nicht auf die Straße schicken und öffentlich zur Schau stellen!“

Da, wo die Rochussallee sich vom Wege nach dem Vororte Mährengasse abzweigt, verabschiedete er sich freundlich von mir mit den Worten: „Mein Sohn, bleib immer jung in deinem Herzen, auch wenn einst die alten Tage kommen“ — heute glaube ich sagen zu dürfen, daß ich des Dichters Mahnung befolgt habe. — Noch einigemal durfte ich ihn begleiten, und immer sprach er väterlich wohlwollend mit mir. Als mein Vater, Beamter, aus Reisse versetzt wurde, nahm ich das Gedenken an den Dichter als eine meiner wertvollsten Erinnerungen aus der Jugendzeit mit in das Leben, und aufrichtig war meine Trauer, als ich (Ende 1857) die Nachricht von seinem Heimgange erhielt — mir war ein großer, guter Mensch gestorben. Vor dem „Eichendorff-Hause“ in der Friedrichstadt zu Reisse steht seit 1888 das Denkmal des „letzten Ritters der Romantik“; auf dem nahen Jerusalemer Kirchhofe ruht der Dichter neben seiner Gattin Luise.

Noch einmal, viel später, wurde die Erinnerung an den Dichter in mir lebendig, als ich in den Papieren des Großvaters meiner Frau die Notiz fand: „Heut lernte ich den Lützower Jäger Freiherrn von Eichendorff kennen — ein lieber Kamerad, der aber nach seiner sanften, träumerischen Art für das rauhe Kriegshandwerk nicht geschaffen scheint.“ Der Schreiber war der Hauptmann Jakob Niedl aus dem Zillertal, der einstige Adjutant Andreas Hofers, während der Freiheitskriege Führer der Tiroler Kompagnie im Lützowschen Freikorps.

Paul Bellardi.

Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschum wissen muß.

Die diesen Titel tragende Schrift von Dr. Fittbogen*) muß als eine überaus wertvolle Bereicherung der Literatur über das Grenz- und Auslandsdeutschum bezeichnet werden. Der Verfasser, der bereits durch die beachtenswerte Schrift „Wie lerne ich das Grenz- und Auslandsdeutschum kennen“ und durch viele Aufsätze über die praktische Einführung und Behandlung dieses Stoffes in der Schule, alle Kreise des deutschen Volkes, besonders die heranwachsende Jugend, auf die Notwendigkeit einer vertieften Kenntnis von den Leiden und Kämpfen unserer Stammesbrüder im Grenz- und Auslande hingewiesen hat, geht von dem Streben aus, das unmittelbare Zusammengehörigkeitsgefühl zum Gemeingut aller Deutschen, ohne Ansehen der Staatsgrenzen zu machen. In der Einleitung weist er mit Eindringlichkeit auf die heilige Pflicht eines jeden Staatsbürgers hin, sich über die Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen, die Glieder unseres Volkes sind und bleiben, und die durch die gemeinsame Not uns ans Herz gewachsen sind, genau zu unterrichten.

Mit Recht erinnert Fittbogen daran, daß das Deutschland der Vorkriegszeit unsere Volksgenossen im Auslande geradezu sträflich vernachlässigt hat und rein staatlich eingestellt war. Damals galt der Grundsatz, daß eben nur die Angehörigen des deutschen Reiches, also die Reichsdeutschen, als Deutsche anzusehen seien. Erst der unglückliche Ausgang des Weltkrieges hat allen Deutschen zum Bewußtsein gebracht, daß das deutsche Volk größer ist als das Deutsche Reich.

Der Verfasser stellt also mit Recht den Leitsatz in den Vordergrund, daß Volks- und Staatszugehörigkeit sich nicht decken, und daß die Staatszugehörigkeit die Volkszugehörigkeit nicht aufhebt. Soll nun endlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit in allen Deutschen auf der Erde kräftig entwickelt werden und der geographischen und politischen Zersplitterung erfolgreich trogen, dann müssen nach dem Verfasser Wissenschaft und Schule diese große Aufgabe ungehäut in Angriff nehmen. Die Wissenschaft mit die Kenntnis des Grenz- und Auslandsdeutschums, die Kunde vom deutschen Volk, erweitern und vertiefen. Die Schule soll die heranwachsende Jugend unter den Gesichtspunkten der Bodenständigkeit und des allgemein Wissenswertes zum Verständnis und zur warmen Teilnahme für

*) Dr. Gottfried Fittbogen: Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschum wissen muß. (Verlag von R. Oldenbourg, München u. Berlin. Preis 1,20 M.).

die Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen erziehen. Nach einer sehr scharfen und praktischen Herausarbeitung der Begriffe „Grenzlanddeutschtum“ und „Auslanddeutschtum“ behandelt der Herausgeber zunächst im ersten Teil das deutsche Sprachgebiet und widmet besonders den von Deutschland durch den Vertrag von Versailles abgetrennten Gebieten: Elsaß-Lothringen, Eupen-Malmedy-Monschau, Nord-Schleswig, Danzig, Memelgebiet, Ostmark, Ost-Oberschlesien, Gultschiner Ländchen eine eingehende Betrachtung über die unsäglichen Leiden und ergreifenden Schicksale unserer gegen ihren Willen abgetrennten Volksgenossen, die unter einer bis jetzt in der Geschichte noch nicht bekannten nationalen Unduldsamkeit der Sieger- und Erwerbsstaaten schmachten. Wie schnell und völlig unvorbereitet kamen unsere Volksgenossen der losgerissenen Grenzlande in die neue Lage, innerhalb eines fremden Staates und beherrscht von einem fremden Volk auf eigenen Füßen stehen zu müssen! Fittbogen greift meisterhaft die gemeinsame Schicksalsfrage, ob unsere abgetrennten Volksgenossen dieser Aufgabe gewachsen sind, auf und schildert in kurzer, aber umso eindringlicher Darstellung den Willen unserer Volksgenossen zur Selbstbehauptung. Der zweite Teil des Werkes beschäftigt sich mit dem Deutschen außerhalb des geschlossenen Sprachgebietes, besonders in den Nachfolgestaaten Österreich und Ungarns, Rußlands und schließlich in den außereuropäischen Erdteilen.

Fittbogen arbeitet zum Schluß als wertvolles Ergebnis heraus, daß alle Deutschen, die in ungeheurer Direktionslosigkeit ihre Kräfte verzettelt haben, ein Volk werden müssen und endlich aus der Idee des Volkes heraus nicht nur in der Übereinstimmung in Blut und Sprache, sondern auch im elementaren Zusammengehörigkeits- und Einheitsgefühl leben müssen. Das gemeinsame Erlebnis: die deutsche Not, muß das Gefühl der Zusammengehörigkeit endlich zur vollsten Entwicklung bringen und das Zusammenwachsen zu einem Volke führen.

Für die Verbreitung der Kunde vom Grenz- und Auslanddeutschtum und für die praktische Verwertung in der Grenzlandarbeit ist Fittbogens Schrift nicht hoch genug zu werten. Sie dürfte vor allem für die pädagogischen Kreise, darüber hinaus für Politiker, Journalisten und alle Interessenten, die mit den Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums in Berührung kommen, eine geradezu uner schöpfliche Fundgrube über alle Fragen nach der Verbreitung und dem Ergehen der Grenz- und Auslanddeutschen sein. Fittbogens Arbeit halte ich besonders geeignet für Vorträge in der deutschen Grenzlandarbeit, deren Aufgabe es ist, den gemeinsamen Gedanken zwischen allen Deutschen, mögen sie durch noch so viele Schlagbäume



Abbildung 3.
Kreuzigungsgruppe in Greifau bei Reife (71 × 55 cm).



Abbildung 4.
Raminplatte in der Sammlung S. Macha in Beuthen (100 × 62 cm).

und Grenzpfähle getrennt sein, aufrecht zu erhalten, ja neu zu beleben. Wir müssen mit heiliger Begeisterung und brennendem Willen immer und immer wieder das Bewußtsein der großen deutschen Volksgemeinschaft fundgeben, bis wir ein Volk, ein Reich sind. Wir müssen den Protest gegen das an unseren abgetrennten Brüdern und Schwestern verübte Unrecht wachhalten und das hohe und hehre Ziel einer gerechten Revision der Verträge im Auge behalten. Das ist die erste Nutzenwendung, die sich aus Fittbogens Ausführungen ergibt. Aus der lehrreichen Schrift klingt dem ganzen deutschen Volke die Mahnung entgegen, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit wahrer Volksgemeinschaft und Schicksalsverbundenheit ein Allgemeingut werden muß. Wenn wir Deutschen im Sinne des Verfassers, gestützt auf unser heiliges Recht, in glühender Liebe zu Heimat und Volk halten, dann wird das deutsche Volk trotz Sturm und Drang sich wieder aufrichten. Fittbogens Geleitwort: „Volksdienst ist Gottesdienst“ muß darum jedem Deutschen die ernsteste Pflicht einprägen, an der Lösung der für die Zukunft unseres Volkes entscheidenden Fragen mitzuarbeiten, damit zu gegebener Zeit des deutschen Volkes Zukunftsglaube in Erfüllung gehen kann.

Dr. Weigel.



Der russische Unterricht und die Schulreform.

In einem Aufsatz, den Prof. Hoeßsch kurz vor Ausbruch des Weltkrieges schrieb, führte er u. a. aus, daß wir uns um Rußlands Geschichte, Kultur und Literatur, seine wirtschaftliche und soziale Verfassung viel zu wenig kümmerten. An diese Vernachlässigung haben wir uns Deutsche schon gewöhnt, daß sie, so anormal sie ist, beinahe als natürlich erscheint. Aber sie entspricht nicht den Traditionen der deutschen Wissenschaft und ist unseres Volkes, das sich sonst immer fremde Wissensgebiete zu eigen gemacht hat, nicht würdig. Auf Anregung und unter tatkräftiger Mitarbeit dessen, der diese Worte schrieb, war im Herbst 1912 die Deutsche Gesellschaft zum Studium Rußlands gegründet worden, die sich die wissenschaftliche Erforschung Rußlands als Aufgabe stellte. Da nun ein eindringenderes, mit wissenschaftlicher Methode vorgehendes Studium eines Landes ohne Kenntnis seiner Sprache nicht möglich ist, war es natürlich, daß in den Kreisen der Gesellschaft der Frage der Einführung russischen Sprachunterrichts an möglichst vielen Lehranstalten ein großes Interesse entgegengebracht wurde. Im Frühjahr 1911 hatte schon der Landtagsabgeordnete Biered den Antrag im Preussischen Abgeordnetenhaus auf Einführung russischen fakultativen Unterrichts an einigen Anstalten des Ostens gestellt. Da es jedoch an Lehrern des Russischen fast ganz fehlte, kam die Angelegenheit trotz der freundlichen Stellungnahme des Ministeriums nicht vorwärts. Den



Vorzug, russisch zu verstehen, hatte während des Weltkrieges eine geringe und völlig unzureichende Zahl von Deutschen. Im Jahre 1918 konnte der Königsberger Oberschulrat, Geheimrat Gerschman in einem Vortrag sagen: „Man wird es später kaum verstehen, wie es möglich war, daß wir Wand an Wand mit dem russischen Riesen-volke lebten, verbunden mit ihm durch tausendfältige Beziehungen, und dabei stets des Schicksalskampfes auf Leben und Tod gewärtig, ohne uns um seine Sprache und also ohne uns um seine Seele zu kümmern. Der Zustand hat sich furchtbar gerächt, er darf nicht wiederkehren, und helfen kann dabei nur die Schule.“ Gerschman hat an verschiedenen höheren Lehranstalten in Ostpreußen, z. B. in Königsberg, Insterburg, Tilsit, Osterode, russischen Unterricht eingeführt. Auch in Schlesien begann man sich zu regen, und zwar einige Zeit nach Gründung des Ostropa-Instituts, das nicht nur zur Stärkung der wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Osten, sondern auch zur Verbreitung gründlicher, auf wissenschaftlicher Forschung beruhender Kenntnisse über den Osten dient und u. a. die Kenntnis der russischen Sprache in regelmäßigen Abendkursen, die immer sehr gut besucht sind, vermittelt. Ein eifriger Förderer russischen Unterrichts war der leider zu früh verstorbene Breslauer Oberschulrat Dr. Blümel. Im Frühjahr 1920 wurde an sechs höheren Lehranstalten in Schlesien Russisch in den Lehrplan aufgenommen: in Breslau, Elz, Grünberg, Reichenbach und Reisse. Später kam noch Görlitz hinzu. Auch im übrigen Deutschland ging es vorwärts; bis Ostern 1924 gab es in Deutschland etwa vierzig Anstalten, die in ihrem Lehrplan Russisch hatten. Nicht bloß in größeren Städten wird dieser Unterricht erteilt, auch kleinere haben ihn, z. B. Ahlen und Wipperfurth im Westen. So stieg seit Ende des Krieges von Jahr zu Jahr die Zahl derer, die durch ihre russischen Sprachkenntnisse sich selbst große Vorteile erwarben und der Allgemeinheit dienen konnten, indem sie an der Erforschung Rußlands und dem Studium der vielen Ostfragen teilnahmen. Von Jahr zu Jahr stieg außerdem die Zahl der Philologen, die sich die russische Fakultät erwarben; waren doch zuletzt an fast allen Universitäten Lektorate eingerichtet, die in das Studium der Sprache einführen, und luden doch fünf Universitäten, an denen sich Professuren für Slavistik befinden, zu tieferem Eindringen in die Sprache ein.

Daß die Kenntnis des Russischen in immer weitere Kreise dringt, ist m. E. auch heute notwendig, und heute und in Zukunft erst recht. Wir müssen die Verhältnisse im heutigen Rußland aus eigener Anschauung mit der dazu erforderlichen Kenntnis der Sprache studieren, damit wir nicht auf die oft sehr unzuverlässigen Berichte anderer angewiesen sind. Wir dürfen auch nicht den Dingen gleichgültig gegenüberstehen, die sich bei uns im eigenen Lande zutragen, wo sich viele Tausende von Russen, darunter viele Anhänger der Sowjetrepublik, aufhalten, ihre eigenen Gasthäuser und Bildungsstätten, ihre eigene Presse, ihre Klubs usw. haben und nicht streng genug kontrolliert werden können, weil bei uns so wenige die Sprache dieser Leute kennen. Wir müssen Russisch lernen, um in den Wettbewerb mit den anderen Völkern zu treten, falls einmal der wirtschaftliche Verkehr mit Rußland auf dieselbe Höhe kommt, auf der er im Frieden war. Wir sollten auch den vielen Volksgenossen, die einmal nach dem Lande mit den vielen noch ungehobenen Schätzen, das so viel Gelegenheit zur Verbreitung materieller und geistiger Kultur bietet, auswandern wollen, die Möglichkeit verschaffen, sich in der Sprache des Landes zu verständigen.

Die Denkschrift über die Reform des höheren Schulwesens in Preußen scheint freilich dem russischen Unterricht nicht gerade günstig zu sein. Sie betont den Grundsatz, daß die einzelnen Schulgattungen schärfer herausgearbeitet werden sollen, daß nicht alle wesentlichen Wissensgebiete in einer Schulart vereinigt werden dürfen; für ihren Verfasser scheinen nur Französisch und Englisch als neue Sprachen zu bestehen,

deren Studium schon wegen der Kulturzusammenhänge oder nur wegen dieser in die deutschen Schulen gehören, während der von den Neuphilologentagen geforderte Ersatz durch andere Sprachen, wie Italienisch, Spanisch, die slawischen Sprachen gar nicht in Frage kommt. Nur als fakultativer Unterricht wäre Russisch wie die anderen eben von mir genannten Sprachen zulässig, aber unter ganz ungünstigen Bedingungen: der Unterricht müßte von dem betreffenden Lehrer außerhalb seiner Pflichtstunden erteilt werden, was fast unmöglich ist, sodann sollen die Kosten auf die Teilnehmer abgebürdet werden, endlich würde die geringe Stundenzahl, die dem Unterricht zur Verfügung gestellt wird — es könnten wohl nur je zwei Stunden in der Obersekunda und in der vereinigten Prima sein — ihn zu einem Schattendasein verurteilen. Denn wenn auch Russisch nicht so schwer ist, wie man vielfach annimmt, so ist es doch sicher, daß in einer so geringen Zahl von Wochenstunden herzlich wenig geleistet werden würde. Man muß sich wundern, daß die Stelle, von der aus vor dem Kriege einer eventuellen Einführung der russischen Sprache so viel Verständnis entgegengebracht wurde, und die auch in den letzten Jahren, wo immer der Unterricht eingeführt wurde, dies mit Freuden begrüßte, mit einem Male gewissermaßen das Todesurteil über ihn spricht.

Die vorliegenden Zeilen sollen kein Grabesang auf das Russische sein, die Tatsache, daß die Denkschrift, die in vielen Punkten Zustimmung gefunden hat, in sehr vielen Punkten angefochten wird, läßt uns die Hoffnung schöpfen, daß von Berlin aus noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, und der Minister, der bei seiner Reform des höheren Schulwesens in so weitem Maße für Neuerungen zugänglich ist, den wiederholt erhobenen Forderungen Rechnung tragend auch anderen neuen Sprachen, wie Spanisch und Russisch, einen Platz an den höheren Lehranstalten einräumt.

Studienrat Dr. Prawczyński.



Das Walachenbild in Zawada-Leng, Kr. Ratibor.

In der alten Holzkirche in Zawada hängt ein bisher unbeachtetes, wertvolles Erinnerungsstück an den 30 jährigen Krieg in Oberschlesien. Es ist ein Bild auf Holz gemalt, etwa 176 : 230 cm groß. Ein in der Mitte bis zur oberen Kante aufragendes Kreuz beherrscht die Darstellung. Neben ihm knien Männer mit dunklen, tartarischen Gesichtszügen, links 23, rechts 27. Ihre Leiber sind mit schweren Wunden bedeckt, verstümmelt und zum Teil verbunden. Mit gefalteten Händen schauen sie zum Schmerzensmann am Kreuze empor. Über ihnen steht eine Reihe weißer Häuser mit einer anscheinend erleuchteten Kirche rechts und einer schräg hinter sie führenden Straße links. Es ist die nördliche Ringseite der Stadt Ratibor mit Dominikanerkirche und Oderstraße (gewiß die älteste bekannte Darstellung von Ratibors Innenstadt), der Schauplatz eines Ereignisses, dessen Schilderung eine zu dem Bilde gehörige Tafel, 116 : 116 groß, gibt. Sie ist dicht mit einer lateinischen Inschrift bedeckt, die wörtlich folgendermaßen lautet:

HVC HVC VIATOR ADES HORRESSCE MONVMENTVM
WALACHORUM QVOS FRIDECO ET HOCHWALDO oriundos fide
Orthodoxa, fidelitate in Dominos intrepido in hostes animo, prompta
omnibus serviendi voluntate plurimum commendabiles sola invidia et
furore calvinistico exosos, una dies et hora ad III. Cal. Aug. Anni 1643
in Civitate Ratiboriensi ferro crudeli et perfido partim gravissime vul-
neribus concisos, partim iniquissime necatos, sustulit.

CONDVCTI erant contra Oppoliam primum, dein Ratiboriae
defendendae causa PROBAVERAT, et donativo strenuitatis in hostem
Oppoliam detinentem ornaverant, datisque Patentibus remiseraat Generalis
campi Silesiae Illustrissimus Dominus Laurentius ab Hoffkirchen,
ODERANT, qui sub Locumtenente Brili titulo Praesidiariorum Ratiboriam
molestabant potius, quam defendebant AB HIS ENIM INSIDIAS
PATIVNTVR, dum stipendio a Provincia persoluto ad suos redire cogitant,
dum Lyripiario et fidicine alludente, laetiozem abitum adornant, dum
protervo Militi Fedicinum extorquenti, mucronem eripuet.

HIC ENIM tumultibus repleti omnia, portae Civitatis claudi, ad
arma concursari, Walachorum internecio proclamari, pars horum maior
gravissime in foro — concidi vulneribus, pars in habitationem ILL mi
Capit. Provinciae velut in asyllum se recipere, ibidem se furiosi Militis
gratiae signo ad hanc exposito, suppliciter praesentare, omnia polliceri,
que furys sepositis, ius et fas in eos decrevisset.

ET IAM IN DOMVM IRRVPTVRI ERANT, nisi furiosos detinuissent
arma quibus Walachi ad huc muniebantur, haec igitur ocyus Miles
deponi iubet, ni fiat, flammis stramine ad moto domui minatur, i
indemnitatem, tamen deponentibus iure in rando et formâ crucis solenni
simul ad promittit, i Vrget nullam moram patitur, verba sanguinem
silit innocentem.

QVID HIC INTERSPEMET METVM PERPLEXI AGANT? Fidunt
causae et iustitiae cavent vitae et fortunae, iuramento se credunt, armis
exponent, gratiam praestolantur SED BARRABAM PERFIDIAM? mox
effractus foribus ad inarmes penetrant humana nequidquam implorantes
nixa ad Divina Zelo P. P. Praedicatorum, etiam per fenestras, ad ipsos
penetrante, admissos, mille vulneribus dilaniatos VIGINTI TRES interimunt,
interemptos pedibus proculcant, Sanguinem ne os et nares in sublime
eliciunt vestibulis et stipendio spoliant, quosque in foro in vulnera super-
stites VIGINTI SEPTEM reliquerant carceri includunt, centum deinceps
et triginta octo emplantris quotidie tantisper curandos, dum gravora
quosque cum illis designent.

INTEREMPTIS HIS et in Civitate sepultis MEMORIAM hanc
moereus FRIDECENSIVM DOMINUS posuit, quam viator dum legis

et horres, innocente peremptis bene Precore DEO que vindictom effusi
innocentis Sanguinis commenda

QVE ETIAM IVSTO IVDICIO Suhsecmo, (?) Tyrannus ista de Brill
a — (?) familio — — (?) interficitur. (Rest unleserlich!)

Welzel schildert den Vorfall, auf den sich Bild und Inschrift beziehen,
nach Zimmermann (Beiträge, 1784) in der Geschichte der Stadt und Herr-
schaft Ratibor 1881, S. 196 so:

„Im nächsten Jahre (1643) entstand am 29. Juli zwischen einem
Trupp Walachen, welche von Oppeln kamen und nach Ungarn gingen, und
der kaiserlichen Besatzung, welche unter dem Kommando des Oberst von Brill
stand, eine Schlägerei, wobei von den Walachen 23 Mann getötet und 27
verwundet wurden. Der Streit hatte sich dadurch entsponnen, daß die
hiesigen Soldaten sich über die Feldmusik der Durchziehenden, welche aus
Dudelsäcken bestanden, lustig machten, worüber sich jene beleidigt fühlten
und in die Spötter einhieben.“

Da Bild und Inschrift offenbar bald nach dem Vorfall angefertigt
wurden, stellen sie eine gewiß einwandfreie Darstellung dar und sind eine
wertvolle Ergänzung und Berichtigung der Angaben bei Welzel und Zim-
mermann. Ursprünglich dürften sie sich in einer Kapelle in Bojatz, die,
nach Welzel, von einem Zeugen des Vorfalls, dem Besitzer der Herrschaft
Zauditz, errichtet worden sein soll, befunden haben, die aber richtiger wohl
auch dem Besitzer von Friedeck zuzuschreiben ist. Nach dem Abbruch der
Kapelle kamen Bild und Tafel in die alte Ostroger Holzkirche und als diese
1869 nach Zawada verkauft wurde, mit ihr dorthin. Leider sind sie dort
nicht günstig untergebracht und es wäre erfreulich, wenn es gelänge, sie
einem Museum zuzuführen.

G. H y d e l.



Einige Notizen über Dobrau in Oberschlesien.

Dobrau wird zum ersten Male am 16. Februar 1302 erwähnt, es
war mit den benachbarten Orten Ottmuth, Krappitz, Stöblau dem Kloster
Himmelwitz zehntpflichtig.¹⁾ Ob schon damals eine Pfarrkirche hier bestand,
muß dahingestellt bleiben. Sicherlich hat der Herr des Ortes, wie es ander-
wärts geschah, auch hier die Kirche errichtet und mit Wiedmut dotiert. Als
Pfarrkirche erscheint „D o b r a u“ in dem Verzeichnis des Peterpfennigs
vom Jahre 1447, laut Anschlag sollte die Pfarrei jährlich 5 Groschen Peters-

¹⁾ Regesten 2697; Welzel, Das fürstliche Cisterzienserstift Himmelwitz, Schlesi-
sches Pastoralblatt 1892, 54.

pfennig entrichten. Aus diesem Anschlag ersieht man, daß sie eine der kleinsten der 21 Pfarrkirchen war, welche das Ober-Glogauer Archipresbyterat bildeten.

Die Hussiten drangen im Frühjahr über Grätz und Leobschütz nach Ober-Glogau und nahmen am 13. März 1428 die Stadt im Sturm ein. Schwärme der Hussiten plünderten die Nachbarschaft und so mag auch Dobrau ausgeplündert, vielleicht die Pfarrkirche eingeäschert worden sein. Denn als in dem Jahre 1447 der Peterspfennig auch von Dobrau erhoben werden sollte, war die Kirche unbesetzt — „Dobrau vacat“ — und es kam nichts ein. Das Schicksal der Ausplünderung durch die Hussiten mögen auch andere Pfarrkirchen des Ober-Glogauer Archipresbyterats erlitten haben, da noch im Jahre 1447 von 21 Pfarreien acht unbesetzt waren.²⁾

Wer versah nun den Gottesdienst in der Pfarrei Dobrau, zu der, wie wir aus späterer Zeit wissen, das Dorf Steblau gehörte? Wahrscheinlich der Pfarrer von Komornitz. Wenigstens meldet das Visitationsprotokoll vom Jahre 1687: *Haec ecclesia olim spectabat pro filiali ad ecclesiam parochialem Komornicensem* (Diese Kirche gehörte ehemals als Filialkirche nach Komornitz); Dobrau ist nur eine Viertelmeile von Komornitz entfernt. Und etwas früher, im Visitationsbericht vom Jahre 1679, wird dasselbe bezeugt, wobei die Kirche nur eine Kapelle (*capella*) genannt wird, welche von Lutheranern erbaut worden sei. Es wird daher anzunehmen sein, daß die ursprüngliche, von Hussiten heimgesuchte Pfarrkirche etwa im 16. Jahrhundert seitens des protestantischen Grundbesitzes durch eine Kapelle ersetzt worden ist. Aber Gottesdienst wurde 1679 in ihr nicht abgehalten, sie blieb verödet, obwohl sie mit Acker dotiert war. Das Vorhandensein des Ackers oder der Widmung bezeugt auch jetzt noch, trotz der Verödung, den Charakter einer Pfarrkirche.

Inzwischen waren die Dobrauer Güter mit der Krappitzer Herrschaft vereinigt worden. So wurde auch die Dobrauer Kirche mit Krappitz vereinigt. Das Jahr läßt sich nicht mehr angeben. Diese Vereinigung mit Krappitz besteht heute noch. Pfarrer Servatius von Krappitz († 1683) hielt in Dobrau fünfmal Gottesdienst ab und diese Ordnung wurde noch um 1830 innegehalten.

Die von Protestanten erbaute Kapelle war haufällig geworden. Der Krappitzer Pfarrer Georg Dubelius erbaute mit Zustimmung der Obrigkeit im Jahre 1687 eine neue Kirche in Dobrau, die ihm mit der Investitur zugesprochen worden war. Über die neue Kirche findet sich im Visitationsprotokoll des gleichen Jahres diese Angabe: „Die Kirche ist ganz von Holz,

²⁾ Rechnung über den Peterspfennig 1447, Zeitschrift 27, 375.

³⁾ Auch in Körnitz erhielt sich, als die Kirche eingegangen war, der Glockenturm. So war hier der Glockenturm ein Überrest der alten Kirche.

nämlich von Grund aus erbaut. Die alte Kirche war der hl. Hedwig geweiht, weshalb das Kirchweihfest am zweiten Sonntag nach St. Hedwig gefeiert wird. Der Glockenturm ist der Kirche angefügt, und stammt aus alter Zeit, darin sind 2 Glocken. Der Kirchhof ist ummauert.³⁾ Diese Kirche ist eine halbe Meile von der Stadt Krappitz und nur eine kleine Viertelmeile vom Dorfe Komornitz entfernt, alle Parochianen sind katholisch. Zwei Dörfer gehören hierher, Dobrau und Steblau. Der Bau rührt vom Almosen her. Das Holz gab der hochedle Patron (*collator*), die Fuhren leisteten die Parochianen. Zu dieser Kirche gehört eine Hufe Acker.“⁴⁾

Das Archipresbyteratsbuch von Ober-Glogau vom Jahre 1731 bringt weitere Nachrichten über Dobrau. Es heißt hier: Die Filialkirche in Dobrau unter dem Mitpatronat des Carl Grafen Redern ist dem hl. Johannes dem Täufer geweiht und mit Krappitz verbunden. Früher ist sie von den Schweden ausgeraubt und völlig ruiniert worden, bis sie unter Pfarrer Georg Dobelius von Neuem errichtet worden ist.

Bei dieser Kirche ist ein Häuschen erbaut worden, damit der dortige Einwohner (*inquilinus*) täglich drei Mal zu Ave Maria läute und mit einer Büchse (*cum pixide*) herumgehe, um für die Kirche Almosen zu sammeln. Dafür erhält er ein Drittel zu seinem Unterhalt. Außer diesem Almosen und dem üblichen Klingelbeutel hat die Kirche keine Einnahmen; nur von Grabgeläut bezieht sie 2 Silbergroschen.

Der Pfarrer von Krappitz besitzt als Seelsorger dieser Kirche drei Stück Feld, das eine Stück zwischen dem Dominialfeld und dem Acker des Kretschams. Das zweite und dritte Stück war ähnlich gelegen. Dieselben werden um 5 oder um 6 Gulden verpachtet, zuweilen werden sie überhaupt erst nicht verpachtet. In dem Dorfe Dobrau hat der Pfarrer nahe am Dorfe einen Garten, den er um 10 Gulden zu verpachten pflegt. Von einer dem Pfarrer zugehörigen Wiese hat er eine Fuhre Heu. Die Bewohner von Dobrau entrichten mit Ausnahme des (protestantischen) Schlosses dem Pfarrer nach Ostern den „Tischgroschen“ zu je 4 Kreuzer, und als Neujahrsumgang je einen Silbergroschen. Von Trauungen und Begräbnissen sind die Gebühren entsprechend den Personen, die Begräbnisse der Armen sind frei. Von Taufen und Einleitungen gibt man zusammen 8 Silbergroschen, von Einleitung der Braut 6 Silbergroschen.

Früher bezogen die Pfarrer Messalien aus Dobrau und Steblau, wie die Matrica von Oppeln am 18. Juli 1672 angibt.⁵⁾ Aber die Pfarrer Dobelius, Lorin, Bimer erhielten keine Messalien, und so wurden sie 1731 auch nicht entrichtet.

⁴⁾ Damals war Patron der Kirche von Krappitz und Dobrau derselbe Gutsherr.

⁵⁾ Es scheint, daß an diesem Tage Dobrau mit Krappitz verbunden wurde.

Einen Lehrer gibt es in Dobrau nicht, doch ist für ihn irgend eine Wohnung oder ein Unterhalt vorhanden, weshalb bald der Rektor, bald der Organist von Krappitz, wenn dort Gottesdienst abgehalten wird, für irgend eine Entschädigung das Amt des Lehrers versieht.⁶⁾

An barem Gelde besaß die Kirche 48 Taler 21 Sgr. An ausgeliehenen Kapitalien 54 Taler, an ausstehenden Zinsen 3 Taler.⁷⁾

Daß dem Pfarrer von Dobrau in der Tat ursprünglich die *Messalien* zustanden, kann nicht bezweifelt werden, da dies auch bei anderen Pfarreien üblich war. Die bereits erwähnte Matrica von Oppeln bezeugt es am 18. Juli 1672 ausdrücklich mit folgenden Worten:

*Dobrensis ecclesia habet proventus de quolibet manso modium siliginis et modium avenae. Steblow spectat ad ecclesiam ex antiquo, ex qua villa similiter parochia in Dobra datur ex quolibet manso unus modius siliginis et totidem avenae.*⁸⁾ Daß die Messalien zu der Zeit, wo Dobrau mit Krappitz verbunden wurde, nur auf dem Papier standen, ist ein Beweis, daß vorher lange Zeit kein Geistlicher weder in Dobrau noch anderwärts vorhanden war, der sie in Empfang nahm, daß also die Pfarrei kirchlich verwaisst war.

Dr. Johannes Chrząszcz.

⁶⁾ Nämlich den Gesang bei Begräbnissen u. dergl.

⁷⁾ *Consignatio ecclesiae filialis Dobrensis et eius proventus 1731*, eingetragen im Pfarrbuch von Krappitz S. 13, 14.

⁸⁾ Ebendort S. 19. Es wird hier zugleich angemerkt, daß diese Notiz der noch älteren Oppelner Matrica vom Jahre 1550 entnommen ist.



Innungsbuch der Bäcker von Sultschin aus dem Jahre 1695.

Im Stadtarchiv von Sultschin befindet sich ein Innungsbuch der Bäcker, das im Jahre 1695 angelegt worden ist. Es enthält ein Verzeichnis der Meister und Lehrlinge. In einem besonderen Teile stehen die Beschlüsse der Zunft, die für die Mitglieder bindende Kraft hatten.

Das Verzeichnis der Meister greift bis zum Jahre 1658 zurück und reicht bis zum Jahre 1747. Im Ganzen sind 14 Meister angeführt. Als erster ist Melchior Hull aus Oberberg eingetragen, der am 22. Juli 1658 als Meister in die Zunft aufgenommen worden war. Gemäß den vorgeschriebenen Privilegien (*dle vyspanych privilegy*) hat er an die Innung 6 goldene böhmische Groschen und 2 Pfund Wachs entrichtet. Auch hat er eine Vesper und ein Faß Bier gegeben. Auf ihn folgen Michael Kraliczek (1661), Wenzel Koczka (1675), Nikolaus Basel (1693), Georg Bolif

(1701), Georg Basel (1703), Thomas Paszkowski (1703), Johann Boczek (1708), Simon Waleczek (1711), Bartholomäus Piechulek (1725), Andreas Skrzidlo (1732), Valentin Basel (1735), Franz Waleczek (1740) und Christian Niczek (1747). Bei einigen heißt es, daß er eine ordentliche Vesper gegeben hat (*svacinu nalezitu ucinil*). Vom Jahre 1661 ab werden an Bier 3 Eimer angeführt.

Als das Innungsbuch angelegt wurde, waren außer dem Obermeister Melchior Hull noch 3 Meister in Sultschin ansässig. Auf der ersten Seite nämlich steht folgendes: Letha Pane 1695 dnie 24. Marty obnoweny Registru Czechu pekarskeho za Czechmistra Melchiora Hulla; Mistraw Michala Kraliczka, Waczlawa Koczka, Mikolassa Basla.

Das Verzeichnis der Lehrlinge umfaßt die Jahre 1675—1735. Es sind darin einige 10 angeführt, von denen etliche nicht ausgelernt haben.

Aus den Zunftbeschlüssen führen wir folgendes an:

Am 6. Januar 1695 bestimmten die Mitglieder, daß derjenige Meister, der, ohne an der Reihe zu sein, Brot bäckt und an denjenigen, der an der Reihe ist, verkauft, ohne Gnade 2 Pfund Wachs zahlen soll, und zwar 1 Pfund für die Kirche und 1 Pfund an die Zunft. Er soll weder weißes noch schwarzes Brot backen. Wenn ein Meister bemerkt, daß während der Woche (mit Ausnahme des freien Tages) jemand von denjenigen, denen es erlaubt ist, Brot zu backen, Brot trägt, und wenn er dieses Brot nicht beschlagnahmt, so soll er 1 Pfund Wachs als Buße an die Innung leisten. Wer nicht an der Reihe ist, soll an dem freien Tage das Brot nicht auf der Tafel auslegen, sondern es im oder vor dem Hause verkaufen.

Am 1. Februar 1701 wurde in Gegenwart des Ratmannes Lorenz Foltinek und des Stadtrichters Merdon beschlossen, daß in dem Falle, wenn ein Meister oder Meisterfrau, die an der Reihe sind, ihrer Verpflichtung unmöglich nachkommen können, einer, der in dieser Woche nicht backen darf, das Recht dazu erhalte. Jedoch soll er den nicht Backenden nach Gebühr dafür entschädigen.

Am 26. Januar 1710 wurde in Gegenwart des ersten Bürgermeisters (burgmistra Starssyho) Wenzel Foltinek, des Vogtes Johann Rudera und des Schreibers Sigismund Anton Reinhart folgender Beschluß gefaßt:

1. An den Jahrmärkten darf jeder Meister seine Ware an 3 Tischen auslegen und zwar an einem Tische in dem Verkaufsstande (*jatka*), an einem Tische auf dem Ringe und an einem Tische im Hause. Es soll aber niemand einen zweiten Tisch bei dem Verkaufsstande bei Strafe von 2 Pfund Wachs haben.

2. Brot darf nicht in kleinen Stücken (*na krajiezo*) verkauft werden.

3. Auf Abläßen dürfen nicht Brot und andere Waren verkauft werden außer in den zur Sultschiner Pfarrei gehörigen Orten.

Gegen die Bestimmung unter 3 verstieß Johann Koczka. Im Jahre 1711 am 11. Januar wurde nämlich in der Zunftversammlung festgestellt, daß er auf den Jahrmärkten in Beneschau Brot verkaufen ließ. Er sollte die vorgeschriebene Buße leisten. Auf seine Bitten wurde sie ihm einstweilen erlassen. Jedoch mußte er sich eigenhändig schriftlich verpflichten, daß er im Wiederholungsfalle die doppelte Strafe zahlen werde.

Unter dem 16. Oktober 1712 ist vermerkt, daß auch andere Meister sich darin verfehlt haben. Diesmal wurde die Strafe zur Warnung nicht erlassen. Die Namen wurden verschwiegen.

Am 22. Januar 1713 verkauften zwei Wittwen Anna Koczka und Juliana Basel ihr Backrecht an die Zunft für 2 Meißer Taler.

Am 11. März 1716 wurde hinsichtlich des Prezelbackens bestimmt, daß während der Fastenzeit der eine Bäcker 16 Tage, der zweite wiederum 16 und der dritte gleichfalls 16 Prezeln backen dürfe. Dem dritten wurde der Ostersonntag, Sonntag und Montag dazu gegeben.

Johannes Kaluza.



Ein Breslauer Diözesanpriester als Architekt.

Am 21. April 1917 starb in Walzen, Kreis Neustadt, wo er als Kommorant lebte, der Ehrendomherr, Geistl. Rat, em. Fürstb. Kommissarius, Erzpriester und Pfarrer Rudolf Banner. Er wurde am 26. April 1833 als Sohn eines kgl. Niederländischen Rentmeisters zu Widzim in Posen geboren. Nachdem er seine Gymnasialstudien am kgl. Rath. Gymnasium zu Groß-Glogau beendet hatte, wandte er sich zunächst dem Studium des Baufaches zu. Seinem inneren Drange folgend, studierte er alsdann Theologie und wurde am 2. Juli 1859 zum Priester geweiht.

Während seiner langjährigen priesterlichen Tätigkeit kamen ihm die früher erworbenen Kenntnisse im Baufache sehr zu statten. Besonders in der Pfarrgemeinde Oppeln, wo er seine erste priesterliche Tätigkeit als Kaplan und Kuratus ausübte, fand er reichliche Gelegenheit, diese Kenntnisse praktisch zu verwerten.

Die vom Erstpriester Gleich aus Oppeln im Jahre 1857 gegründete höhere Mädchenschule der Armen Schulschwestern war vorläufig im St. Alexius-Hospital untergebracht worden, hatte sich jedoch wegen der unzulänglichen Räume nicht günstig fortentwickeln können, weshalb der Gründer dieser Anstalt Anfang 1860 den Bau eines eigenen Schulschwesterklosters auf dem Adalbertgrunde beschloß. Die Bauleitung übernahm freiwillig Kaplan Banner, der nicht allein bei den Vorbereitungen, sondern auch bei

der Ausführung des Baues durch seine Umsicht und seine Kenntnisse dem Kloster Tausende erspart hatte. „Wir müssen,“ so schrieb der damalige Chronist des Schulklosters, „die Eriparnisse nach Tausenden berechnen, denn in dem Maße, in welchem der Anschlag genauer festgestellt, der Bauplatz für die Grundmauern tiefer aufgedeckt wurde, steigen die Kosten um Tausende.“

Neben den Armen Schulschwestern von unserer lieben Frau erfreuten sich die barmherzigen Schwestern aus dem Orden des hl. Franziskus vom Mutterhause St. Mauritius in Münster, welche bereits seit 1849 im St. Adalberthospital im Dienste der leidenden Menschheit segensreich tätig waren, der größten Beliebtheit und des größten Zuspruchs aus allen Kreisen der Stadt und Umgegend; und so stellte sich das Bedürfnis nach Erweiterung des St. Adalbert-Hospitals heraus. Es wurde durch einen in den Jahren 1866—1876 erfolgten zweckentsprechenden Um- und Erweiterungsbau gedeckt. Den Plan hierzu hatte Kuratus Banner entworfen, in dessen bewährten Händen auch wiederum die Bauleitung lag.

Zu derselben Zeit beabsichtigte die Auszüglerwitwe Johanna Bias auf ihrem zwischen den Dörfern Sczepanowiz und Bogtsdorf gelegenen Grundstücke ein Kloster für ambulante Krankenpflege und als Klein-Kinder-Bewahr- und Waisenmädchen-Erziehungsanstalt zu gründen. Der Stiftungsplan fand die Genehmigung des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs und auch die landesherrliche Bestätigung. Zur Kurator der Stiftung wurde Kuratus Banner ernannt, der gleichzeitig auch mit der Ausführung des Stiftungsplanes betraut wurde. Kuratus Banner entwarf selbst den Bauplan für das Kloster, mit dessen Bau 1867 begonnen wurde und den der Kurator selbst leitete. Bereits am 20. April 1868 konnte das fertiggestellte St. Franziskus-Stift seinem Zwecke übergeben werden.

In demselben Jahre erhielten die Katholiken aus Lendzin vom Rittmeister Meymann aus Oppeln die Erlaubnis, die von ihm im Jahre 1854 auf seinem Rittergute Zbikso erbaute Marienkapelle nach Lendzin umbauen zu dürfen. Der Umbau wurde von den Lendziner Bewohnern nach den von dem baukundigen Kuratus Banner angegebenen Richtlinien ausgeführt.

Im darauffolgenden Jahre ging man endlich daran, das seit der Säkularisierung unbenuzt stehende gebliebene Czarnowanger Prämonstratenserkloster frommen Zwecken wieder dienstbar zu machen. Propst Adalbert Anter aus Lauban, der Kurator des dortigen Frauenklosters vom Orden der hl. Maria Magdalena von der Buße, hatte die Räumlichkeiten des Czarnowanger Klosters in Augenschein genommen und beschloßen, eine Filiale des Laubaner Klosters daselbst zu gründen. Zum Kurator der beabsichtigten Schwesternniederlassung wurde Erzpriester Porisch aus Oppeln ernannt. Doch

bevor das Kloster seiner neuen Bestimmung übergeben werden konnte, mußte es erst restauriert werden. Erzpriester Porsch, dem die Sorge dafür oblag, wandte sich dieserhalb an seinen Kuratus Banner mit der Bitte, die Renovation des Klosters in die Hand zu nehmen. Noch in demselben Jahre wurde der große Restaurationsbau des Norbertinerstifts von Kuratus Banner angegeben und unter seiner Leitung ausgeführt. Anfang Januar 1870 war dieser Bau fertiggestellt und konnte von den Magdalenerinnen bezogen werden.

Zu derselben Zeit schied der verdienstvolle Kuratus Banner aus Oppeln, um die ihm übertragene Pfarrei Walzen, Kreis Neustadt zu übernehmen. Bei seinem Amtsantritt fand er äußerst schwierige Verhältnisse vor. 1862 hatte ein großer Brand das halbe Dorf und auch die Kirche zerstört. Der damalige Pfarrer Nitzko hatte für seine verarmte Pfarrgemeinde ein Notkirchlein errichtet, dessen Seelsorger nach Nitzkos Tode Pfarrer Banner wurde. Mit großer Opferwilligkeit sparte der neue Pfarrer die Scherflein zum Bau einer neuen Kirche. Im Jahre 1892 wurde der Grundstein zu der schönen Kirche gelegt, die heute noch für die Gemeinde Walzen eine Zierde ist, und deren Plan Pfarrer Banner entworfen, deren Bau er selbst geleitet und dessen Ausführungsarbeiten er selbst überwacht hatte. Anlässlich der Konsekration der Kirche durch Banners ehemaligen Pfarrer, Weihbischof Gleich, wurde er von dem bischöflichen Behörde durch die Ernennung zum Geistlichen Rat, von der weltlichen Behörde durch Verleihung des Roten Adler-Ordens 4. Klasse ausgezeichnet.

Vorstehende Ausführungen hatten den Zweck, das verdienstvolle und uneigennützigte außerberufliche Wirken dieses Priesters, zu dem er durch das Studium des höheren Bauwesens befähigt war, als Zeichen der Dankbarkeit der Vergessenheit zu entreißen. Ebenso verdienstvoll und erfolgreich war aber auch Banners priesterliche Tätigkeit, die er über ein halbes Jahrhundert hindurch ausübte. Die Verdienste, die er sich in dieser langen Zeit erworben hatte, waren auch von der geistlichen und weltlichen Behörde anerkannt worden. Die bischöfliche Behörde hatte ihn zum Erzpriester, Fürstb. Kommissarius und Ehren-Domherrn ernannt; die weltliche durch Verleihung hoher Orden, des Roten Adler-Ordens mit der Schleife und des Kronen-Ordens 2. Klasse ausgezeichnet.

Emanuel L a l a r.



Zur Geschichte der Ratiborer höheren Schulen.

Die Provinz Schlesien verdankt Friedrich dem Großen die ersten Grundlagen eines geordneten Schulwesens, das ist gewiß, wenn auch die geldlichen Schwierigkeiten des Staates nicht die Erfüllung aller Pläne zu-

ließen. So blieb privater Betätigung noch manches zu tun übrig, besonders wenn es sich um höhere Ausbildung handelte. 1742 hatte das jetzige Oberschlesien nur 2 Gymnasien, in Reisse und Oppeln. Im übrigen gingen jene, die umfassendere wissenschaftliche Förderung suchten, nach Teschen und Troppau. Nach der Besitzergreifung Schlesiens fielen diese Orte als Bildungsstätten fort und der König genehmigte als Ersatz, daß die Bistümer 1744 in Rauden und die Franziskaner 1752 in Leobschütz Gymnasien errichteten. Ratibor hatte keine höhere Schule und war den genannten Orten gegenüber ins Hintertreffen geraten. Und doch wäre die Schule des Kollegiatstiftes einer Ausgestaltung fähig gewesen, da sie meist geistliche Lehrer besaß und als Seminar zur Ausbildung von Lehrern schon eine besondere Stellung einnahm. Ihr Verwalter, der Rustos des Kollegiatstiftes Johann von Eide, der seit dem 13. 1. 1749 in Ratibor wirkte, ein durch Herzengüte ausgezeichnete Mann († den 10. 11. 1779), war von Anfang seiner Amtstätigkeit an in dieser Hinsicht bemüht und hatte dafür manche Opfer gebracht. Endlich wandte er sich um Unterstützung seiner Pläne an den König in einem Schreiben, das sich bei den Akten des Staatsarchivs in Breslau befindet. Es lautet:

„Eure Königliche Majestät geruhen allergnädigst, sich in tiefster Ehrfurcht vortragen zu lassen, daß seit mehr als 28 Jahren, da ich als Rustos des Kollegiatstiftes eingesetzt, die Errichtung einer Trival- oder Realschule mein einziges Augenmerk gewesen ist. Denn die tägliche Erfahrung hat mich gelehrt, daß Oberschlesien und insbesondere die hiesige Gegend ganz besonders eines Instituts bedarf, in welchem die Jugend lesen, schreiben, rechnen, französisch, Historie, Geographie und Korrespondenz lernen könnte. Wenn ich aber nun nicht imstande bin, aus eigenem Vermögen, welches ich bei meinem geringen Einkommen gänzlich zugelegt habe, ein dergleichen Institut zu fundieren, dennoch aber dem Publikum gern nützlich sein möchte, so habe ich, in der zuverlässigen Hoffnung, daß Eure Königliche Majestät meiner gut gemeinten Intention allerhöchst dero huldvollsten Beifall werden angedeihen lassen, allerhöchst dieselben alleruntertänigst ansehn wollen, mich durch allergnädigste Kollation eines konvenablen Beneficii in den Stand zu setzen, meinen vor-gelegten Endzweck zu erreichen.“

Wie aus den aufgezählten Lehrgegenständen hervorgeht, handelte es sich nicht um eine Elementarschule, sondern eine solche mit höheren Zielen, etwa im Sinne von Joh. Julius Hecker, dessen ökonomisch-mathematische Realschule in Berlin viel Beifall fand und von Friedrich d. Gr. gefördert wurde. Leider hatte das Gesuch nicht den gewünschten Erfolg. Der König antwortete darauf (Akten des Staatsarchivs, Breslau):

Würdiger und Bester, lieber getreuer! Die Errichtung einer Real-Schule in Oberschlesien ist an sich ein fürtrefflicher Gedanke. Er macht Euch Ehre und findet Meinen völligen Beifall. Nur dessen Ausführung muß nicht überschnell, sondern mit aller Vorsicht angefangen werden. Hierzu gehört Zeit und Ueberlegung. Rom ward auch nicht an einem Tage erbaut. Habt also noch etwas Geduld. Ich werde diesen Gedanken nicht in Vergessenheit stellen, und bin indessen Euer gnädiger König.

Potsdam, 15. 11. 1776.

Friedrich.

Doch dauerte es noch 42 Jahre, bis Ratibor in den Besitz einer staatlichen höheren Schule kam, denn erst 1818 wurde das kgl. Gymnasium errichtet. Ihm folgte die von Kanonikus Dr. Heide (geb. 1801, gest. 1868) beförderte Gründung von gehobenen Klassen der kath. Pfarrschule, die den Zweck hatten, Knaben für das Gymnasium vorzubilden oder ihnen einen reichen Schatz von Kenntnissen für das praktische Leben zu vermitteln, die also in gewissem Sinne die Erfüllung der Absicht des längst verstorbenen Kustos J. v. Eicke darstellten. Aus ihnen entstand 1860 die Rektoratsschule, die sich zur Realschule, dem jetzigen Realgymnasium entwickelte, das in den Tagen vom 26.—28. Oktober d. Jz. die Feier seines 50 jährigen Bestehens beging.

G. Sydell.



Türkentaufe in Dt. Krawarn.¹⁾

In der Taufmatrix von Dt. Krawarn findet sich unter dem 23. Juni 1715 folgender Akt vermerkt:

Praemisso prius de baptismi susceptione et aliorum sacramentorum frequentatione examine baptizandi atque diligenti inquisitione habita nulla tamen certa notitia percepta obtenta facultate a Rdissimo Epali officio sub conditione baptizandi: baptizatus est turca sub conditione maturus annorum circiter 30 ad nostras terras parvulus advectus sub auspiciis Illustrissimi Dñi Dñi Joannis Rudolphi I. B. ab Eichendorff; nomen impositum illi Joannes Petrus. Levantibus Patrinis Rdo dño Georgio Gold diecesis Olomucensis diacono et Eva Troltzin sorore parochi.

Wahrscheinlich wird der Türke zu den Bediensteten des Herrn von Eichendorff gehört haben.

Der Familienname Turek besteht noch heute in Dt. Krawarn.
Johannes Kaluzja.

¹⁾ Oberschlesische Heimat 1914, S. 137.

Zwei geistliche Volkslieder.

Die beiden mitgeteilten Texte sind in dem Beuthener Lande sehr verbreitet gewesen. Gegenwärtig aber werden sie weniger gesungen. Ihre Herkunft und die Zeit ihrer Einwanderung konnten nicht festgestellt werden.¹⁾

I. O mein Jesu, Himmelschloß.

O mein Jesu, Himmelschloß!
Wenn ich einmal sterben muß,
Wenn mich alle Welt verläßt,
Dann, o Jesu, halt mich fest.
Schick mir einen Himmelswagen,
Daß ich kann zu Jesu fahren.
Ei wie schön wird es sein,
Wenn ich werd' bei Jesu sein.

Jetzt schon muß ich Rosen brechen,
Daß ich mich umkränzen kann;
Einen Bräutigam hab' ich schon,
Das ist Jesus, Gottes Sohn.
Er wird mich zum Grabe führen
Und mein Grab mit Rosen zieren.
Ei wie schön wird es sein,
Wenn ich werd' bei Jesus sein.

Dieses wahrscheinlich aus evangelischen Kreisen stammende Lied hat eine schöne abwechslungsreiche Melodie. Karl Stanzel bringt eine nach 1873 aufgezeichnete Lesart, die von unserem Texte nicht wesentlich abweicht, aus dem Elser Kreise.²⁾ Die Abänderungen sind folgende:

Z. 2: einmal = zeitig; Z. 4: Hält mich doch mein Jesus fest; Z. 5—8 fehlen bei Stanzel; Z. 9—10: Morgen geh' ich Dornen stechen, Morgen geh' ich Rosen brechen; Z. 13: Der wird mich in Himmel führen.³⁾

II. Sanct Katharina.

Sanct Katharina eine Christin war,
Von heidischen Eltern erzogen war.
:: Sanct Katharina sprach, das tu ich nicht,
Den heidnischen Glauben bekenn' ich nicht. ::

¹⁾ Vgl. Perlid A., Zur deutschen Volksliedforschung im Beuthener Lande (M. d. Beuthener Lande I, 1924, 63—64); Perlid A., Maria und Petrus. Ein geistl. Volkslied (D. Oberschlesier 2, 1920, Nr. 2, 5).

²⁾ Stanzel K., Volkskundliches a. d. Elser Kreise, besonders a. Klein-Elguth (Mittlg. d. Schles. Ges. f. Volkskd. S. XI, 1904, 85).

³⁾ Günther, Schlesische Volksliedforschung 216.

Als das der Vater von dem erfuhr,
 Ließ er sie werfen in einen Turm
 :: Hier sollst du bleiben bis zum elften Tag,
 Wo er ihr weder Essen noch Trinken gab. ::

Und als der elfte Tag anbrach,
 Ging er selber in das Gemach.
 :: Er ließ die Türe auf
 Und Sanft Katharina in Lebensgestalt. ::

Katharina, wer hat dich ernährt,
 Daß du solange lebst auf der Welt?
 :: Sanft Katharina sprach: Ein heiliger Mann,
 Mein Namen Jesus Christ, mein Bräutigam. ::

Die Legende ist in dieser Form stark zerfungen und der Inhalt recht unvollständig. Schon Hoffmann von Fallersleben⁴⁾ zeichnete eine schlesische Version auf, die Grf-Böhme in seinen Liederhort aufnahm.⁵⁾ Dazu brachte Lina Mangler aus Baden einen weiteren 22 strophigen Text mit dem Anfangsvers: „Heilig Katharina ging über das Land, da begegnete ihr ein heidnischer Mann.“ Das Lied schließt: „Und wer dies Lied alle Freitag singt, der wird sein Lohn im Himmel finden.“⁶⁾

Volte gibt dazu noch einige Literatur der Katharinalegende: Knust, Geschichte der Legende der hl. Katharina von Alexandrien und der hl. Maria Aegyptiaca, 1890; H. Varnhagen, Zur Geschichte der Legende der Katharina von Alexandrien, 1891.

Alfons Perle.

⁴⁾ Hoffmann-Richter, Schlesische Volkslieder Nr. 291.

⁵⁾ Grf-Böhme, Liederhort 2116 ff.

⁶⁾ Zeitschr. d. B. f. Volksk. 20, 1910, 401.



Ein Nüchternheitsgelöbniß aus dem Jahre 1845.

Zu den gefährlichsten Feinden des ober-schlesischen Volkes gehörte im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Branntwein. Etwa 11 Millionen Quart Branntwein wurden damals alljährlich in Oberschlesien getrunken. Wie entsetzlich die Folgen dieser alkoholischen Vergiftung eines ganzen Volkes waren, das hat uns der Oppelner Arzt Dr. C. J. Vorinsier in einer Schrift „Der Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien“ (1845) geschildert. Den Kampf gegen diese Volksseuche nahmen damals eine Anzahl apostolischer Priester auf. An ihrer Spitze stand der bescheidene Wallfahrts-

priester von Deutsch-Biekar Joh. Alois Fiebek. Am Feste Maria Lichtmeß 1844 trat er vor seine Landsleute mit einer Ansprache, dessen Sprache in jeder Zeile die Liebesglut einer Paulusseele verrät. Nach heldenmütigem Kampfe hatte er das Riesenwerk vollbracht, daß eine halbe Million Menschen in Oberschlesien den Branntwein abgeschworen. — Ein Dokument aus diesen Tagen ist das nachstehende Nüchternheitsgelöbniß, dessen Original unter den Familienpapieren der Nachkommen jener Maria Richter aufbewahrt sind. Die Gelobende ist die Tochter des späteren ober-schlesischen Abgeordneten Richter-Oppeln beim vereinigten preussischen Landtag (1847).

* * *

Im Namen Gottes!

Nüchternheits-Verein begründet unter dem Schutze des Festgeheimnisses
 Mariä Lichtmeß.

Sogenanntes Nüchternheitsgelöbniß.

Ich Maria Richter verspreche vor Gott, vor meinem Schutzengel und der Menschheit hiermit feierlich, mit Gottes Hilfe, mich streng zu enthalten von allen gebrannten Getränken, mäßig zu sein in allen andern Getränken, und zu gleicher Nüchternheit aus allen Kräften auch meinen Nächsten zu bewegen. — Jegliche Schande in der menschlichen Gesellschaft und sogar Strafe von Gott mag mich treffen, wenn ich je dieses wohlbedacht gegebene Versprechen leichtsinnig bräche.

Im Namen des + Vaters, des + Sohnes und des + heil. Geistes. Amen.

Der Beitritt zum Nüchternheitsvereine erfolgte
 in Oppeln, den 8. Mai 1845.

Abnehmer dieses feierlichen Versprechens: B a m b e.

Weitere Erklärung der Vereinspflichten.

Vor der Einschreibung in den Nüchternheits-Katalog versprechen männliche und weibliche Personen:

a) keinen Branntwein, Arac, Rum, Spiritus oder was etwa daraus bereitet wird, zu genießen. Hierzu gehören Liqueure, Rosoli, Grogg, Punsch usw. Ausnahmen von dieser Grundregel können nur durch ärztliche Recepte bewirkt werden für Patienten;

b) Wein Bier, Meth u. dergl. nur mäßig zu genießen;

c) zu solcher Enthaltensamkeit und Nüchternheit aus allen Kräften Freunde, Verwandte, Bekannte und Unbekannte aufzumuntern, und

d) nach liebevoller Ermahnung (Math. 18, 17) jeden Übertreter dieses Versprechens zur Kenntnis der Geistlichkeit zu bringen, damit in der Kirche an derselben Stätte, wo die Einschreibung geschah, vermeldet werden könne, wer aus dem Vereinsbuche gestrichen und der Fürbitte empfohlen wird.

Als Aufmunterung zur Nüchternheit
sagt die heil. Schrift Folgendes:

1. Da die Philister bei Musik schmausten, tranken und ausgelassen waren vor Freude, stürzte das Haus ein, worin sie sich befanden und erschlug 3000 Philister. Buch der Richter 16
2. Als Holofernes sehr stark betrunken war, schnitt Judith ihm den Kopf ab. Jud. 12.
3. Alles, was berauschen kann, sollet ihr und eure Söhne nicht trinken — damit ihr nicht sterbet. Lev. 10,9.
4. Habt acht auf euch selbst, daß ihr eure Herzen niemals durch Fressen und Saufen beschwert — damit der Tag des göttlichen Gerichtes nicht unter Krachen über euch hereinbräche. Luc. 12.
5. Die Nacht ist vorüber, der Tag naht. Laßt uns demnach die Werke der Finsternis abwerfen und anziehen die Waffen des Lichtes. Wie am hellen Tage laßt uns ehrbar wandeln, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafgemächern und Unzucht. Röm. 13.
6. Weder Diebe noch Säufer erlangen das Himmelreich. 1 Cor. 6, 10.
7. Gehorche, mein Sohn! und sei weise. Begib dich nicht in Gelage der Schwelger. — Denn die in Trunkenheit die Zeit verbringen, gehen zu grunde. Sprichw. 23, 19, 20, 21.
8. Wachtet auf, ihr Trunkenen! und weinet. Joel 1, 3.

Die tägliche Erfahrung lehrt Folgendes
zur Warnigung für alle.

1. Trunkenheit raubt dem Menschen die Gesundheit und das Leben; folglich ist der Säufer ein Selbstmörder, obgleich Gott ihn nur zum Wächter, nicht aber zum Herrn seines Lebens gemacht hat.
2. Die Trunkenheit bringt den Menschen um den guten Ruf, welcher uns beachtenswert sein muß. Deshalb trägt der Säufer unempfindlich an sich Schmach und Schande, welche die Verachtung aller Ehrenhaften verdient.
3. Die Trunkenheit macht, daß der nach Gottes Ebenbilde erschaffene Mensch in Rohheit und Dummheit unter die vernunftlosen Tiere herabsinkt. Denn das Vieh trinkt nur soviel, als es zur Stillung des Durstes bedarf; auch trinkt es nur, wenn es durstet und trinkt dann nicht Brantwein, sondern nur Wasser, das für jedes lebende Wesen wider den Durst von Gott geschaffen wurde. Folglich verdient der Säufer als das niedrigste Tier nicht Mensch zu heißen, nicht zur menschlichen Gesellschaft zu gehören.
4. Die Trunkenheit entblößt den Menschen von seinem Vermögen und überliefert es in fremde Hände, stürzt ihn mit der ganzen Familie in die äußerste Not und Armut. Nachdem der Säufer Hab und Gut durchgebracht hat, muß er die wesentlichen Bedürfnisse zum Unterhalte seines

Lebens durch Stehlen, Betrügen oder schändlichen und niederträchtigen Gewinn auffuchen. Darf man wohl solch ein Glied in der Kette der menschlichen Gesellschaft dulden?

Nimmermehr!!!

5. Die Trunkenheit bewirkt, daß der Mensch einem Verrückten und Tollen ähnlich wird. Von dem Betrunknen unterscheiden sich Tolle und Verrückte nur dadurch, daß er diesen Krankheitszustand freiwillig aussucht, indeß Tolle und Verrückte sich unwillkürlich in diemselben befinden.
6. Die Trunkenheit benimmt dem Menschen alle Schamhaftigkeit vor den Augen der Menschheit; denn was ein Nüchterner zu denken nicht wagt, das erfrecht sich der Trunkene auszuführen. Der Säufer hat weder Scham noch Ehrgefühl.
7. Die Trunkenheit benimmt jedem das gute Zutrauen der Leute. Je angelegentlicher ein Säufer beteuert, desto weniger darf man ihm glauben.
8. Die Trunkenheit entreißt dem Menschen das ewige Heil, und stürzt ihn in das ewige Verderben der Hölle. Denn der Trinker stirbt gemeiniglich plötzlich, ohne die hl. Sterbesakramente zu empfangen, ja ohne auch nur in seiner Sterbestunde zu Gott seufzen zu können um Vergebung der Sünden. Folglich ist der Säufer schon bei Lebzeiten auf dem Weg zur Hölle.

Zu- und Aufruf!

Wem das Leben und die Gesundheit nicht lieb ist:
Wer ganz ehrlos und verachtet sein will:
Wer nicht will zu anständigen Leuten gehören:
Wer da will dümmen sein als das Vieh:
Wer da will in Armuth und Elend versinken:
Wer ein schamloser Wicht sein will:
Wer da will, daß ihm niemand glaube:
Wer schon auf Erden will zum Höllenbrande werden:

der werde
ein
Säufer!

Wer hingegen gesund, länger am Leben und glücklich bleiben will,
wer Ehre und Tugend hochschätzt, wer Gott und den Nächsten liebt, und
das Heil seiner unsterblichen Seele sucht: der trete recht bald unserm

Nüchternheits-Vereine

bei, und entsage für immer wenigstens dem Genuße der gebrannten Getränke.



Der Gründungsstein von Janow im alten Beuthener Kreise.

Die Abhandlung von Friedr. Raminski, Oppeln, im Doppelheft 2/3 1917 dieser Zeitschrift über „eine alte Kreuzinschrift“ unterzeichnet A. M. 1806 veranlaßte mich, meine alten Notizen über einen ähnlichen Gegenstand hervorzuziehen.

Von der Bahnstation Schoppinitz ist Janow in südlicher Richtung in $\frac{3}{4}$ Stunden zu erreichen. Am Ende des Dorfes, gegen Myslowitz zu, erblickt man in einem Garten ein einzelnes besseres Gebäude, welchem der Volksmund den Namen „Schloß“ beigelegt hat.¹⁾ Vor diesem Gebäude sind auf einem weiten Wiesenplan noch Überreste einer Baumallee zu sehen, durchkreuzt von einem munteren Bächlein, Golina genannt.²⁾ Inmitten der Allee, dem Schloßchen gegenüber, erhebt sich ein schmuckloses Denkmal, ein einfacher Sandsteinwürfel auf Sockel, von einer urnenartigen Wase gekrönt, die zur Aufnahme von Blumen eingerichtet ist. Außer einem Fries, der um den Würfel herumführt, besteht die Verzierung nur noch in einem Löwenkopf, in einen Dreieckrahmen eingemeißelt. Die Blumenvase ist heute nicht mehr an zugehöriger Stelle, sondern im Garten des erwähnten Wohnhauses zu finden, während der Sandsteinwürfel der Dorfjugend als Ziel-scheibe für Steinwürfe dient.

Die Aufschrift auf dem Denkstein ist nur noch mit großer Mühe zu lesen und lautet polnisch:

Tu mych lat mlodych prac byly poczatk.

A chcąc zachować tej włości pamiątki

Gdzie byly góry, doliny, urwisko,

Janów uzyskał plantacji nazwisko.

A. M. 1835.

Auf Deutsch:

Hier waren die Anfänge der Arbeit meiner jungen Jahre. Und da ich das Gedenken an die Herrschaft (Gutsbefitz), wo Berge, Täler, Brachfeld waren, erhalten will, so habe ich dieser Ansiedelung (Colonie) den Namen Janow gegeben. A. M. 1835.

¹⁾ Meta Janikef sagt darüber in ihrer histor. Erzählung „Das Kreuz im Walde“ (Jose Blätter, Beilage zur Beuthener Zeitung v. 27. Oktober 1912): „Das Jagdschloß des Grafen, die spätere von Tiele-Windler'sche Oberförsterei, in Janow gelegen, zeigte damals (1830) oft ein farbenprächtiges Bild, wenn die Jagdgesellschaft, von Myslowitz kommend, die dort untergebrachte Meute holte und zur fröhlichen Pirsch in die Wälder ritt.“

²⁾ Golina hat eine ähnliche Bedeutung wie die Oder = Odra und mag früher ein reißender Wildbach gewesen sein, wie es zuweilen heute der benachbarte Rawa-bach noch ist.

Als Stifter dieses Gedenksteines ist unzweifelhaft Alexander Mieros-zowski, der damalige Besitzer des Majorats Myslowitz anzusehen. In dem Schloßchen mag der Genannte oft gewohnt haben, um sich der Bewirt-schaftung seiner Güter oder der Ausübung der Jagd zu widmen. Umliegende Halben der längst außer Betrieb gesetzten Zinkhütten Arnold und Alexander (letztere wohl nach ihm benannt), zeugen von einstiger Industrie in der heut verkehrsschwachen und stillen Gegend.

Die Ritter von Mieroszwowski sind im 17. Jahrhundert aus Russisch-Polen (Gouv. Kielce) in Oberschlesien eingewandert. Eine Seitenlinie besaß damals die großen Güter Siemianowitz, Michalkowitz und Wittkow.

Alexander Mieroszwowski verkaufte das Majorat Myslowitz, wozu Janow als Kolonie gehörte, im Jahre 1839 an Herrn von Tiele-Windler und ist nach Krakau verzogen. —

Es wäre zu wünschen, daß derartige, in Oberschlesien seltene Gedenk- steine, wenn auch mit polnischer Aufschrift, an maßgebender Stelle mehr Beachtung und Schutz finden würden.



Ein Urnengräberfeld in Klein-Lassowitz, Kr. Rosenberg.

Im Frühjahr 1924 wurde in Klein-Lassowitz, Kr. Rosenberg, ein Urnengräberfeld vom Ausgang der Bronzezeit festgestellt. Es liegt auf einer unmerklich ansteigenden sandigen Höhe am Walde nach Groß-Lassowitz zu. Wenn das Feld unbestellt ist, holen die Besitzer dort Sand. Nachdem Herr Bahnarbeiter Slawik seine Beobachtungen schon im Frühjahr dem Breslauer Altertumsmuseum gemeldet hatte, wurde derselben Stelle im Herbst eine neue beabsichtigte Sandschachtung rechtzeitig angekündigt. Die dringend notwendigen Schutzmaßnahmen wurden im Einverständnis mit dem zuständigen Vertrauensmann (Seminarstudienrat Arndt-Beuthen), der nur am ersten Tage zugegen sein konnte, vom Breslauer Altertumsmuseum finanziert und durchgeführt. Die Untersuchung vom 20. bis 22. Oktober ergab folgendes: Das Gräberfeld ist in jüngerer Zeit bewaldet gewesen. Durch das Roden sind die meisten Gräber zerstört, da sie gewöhnlich nur 40 bis 100 Zentimeter tief liegen. Nachweisbar waren im abgedeckten Ge- biet nur vier Gräber. Grab 1—3 bestanden bloß noch aus Scherben und Leichenbrandstückchen, eines von diesen enthielt auch ein eisernes Messer und einen Fingerring aus vielfach gedrehtem Bronzedraht. Grab 4 war durch eine Eingrabung an der Seite zum Teil zerstört. Es lag ohne Steinsetzung frei im Boden. Vorhanden waren vier Gefäße, mehr oder minder schön

gearbeitet. Ein kleines tonnenartiges Gefäß trug auf der Schulter ein Dreiecksmuster eingeschnitten, dessen Fläche mit schrägen Linien gefüllt war. Dem Toten war Schmuck mitgegeben: Zwei Fingerringe aus mehrfach gewundenem Bronzedraht und ein schön patinierter bronzener Halsring mit Hakenverschluß. Auffällig sind auf dem Gräberfeld die verhältnismäßig reichen Beigaben. Es stellte sich heraus, daß hier schon früher Bronzesachen beim Sandschachten gefunden worden sind, deren Verbleib unbekannt ist. Nur ein halber Bronzearmring ist bereits gerettet worden.

Das Urnengräberfeld von Rein-Lassowitz ist das zweite, das bisher im Kreise Rosenberg bekannt geworden ist. Es schließt sich in seiner Art und Keramik eng an die nächsten bronzezeitlichen Gräberfelder von Kreuzburg-Hopfgarten und Schönwald (Kreuzburg) an. Es besitzt eine ähnliche Ausdehnung wie diese: schätzungsweise 3000 Quadratmeter. Das neu entdeckte Gräberfeld dürfte dem 6. oder 7. vorchristlichen Jahrhundert angehören. Damals war es Sitte, die Toten auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Die unverbrennbaren Knochenreste wurden in einer „Urne“, — teilweise auch, wie z. B. hier — frei im Erdboden geborgen. Daneben stellte man gern Beigefäße mit Speise und Trank, auch Metallgerät aus Bronze, gegen Ende dieser Kulturperiode auch aus Eisen.

Im Laufe des letzten Jahres ist durch einige beachtenswerte „Stichproben“ der Beweis geführt worden, daß Oberschlesien in vor- und frühgeschichtlicher Zeit wesentlich stärker besiedelt gewesen sein muß, als man bisher angenommen hat. (Vergl. noch Hellmichs Atlas 1923.) Der ober-schlesische Vertrauensmann mußte gleichzeitig allzuoft die traurige Tatsache feststellen, daß die aus Gedankenlosigkeit und Gewinnsucht hervorgehende Zerstörung oder Entwertung vorgeschichtlicher Denkmäler einen erschreckenden Umfang angenommen hat. Die Freimachung persönlicher Kräfte und sachlicher Mittel für diese Seite der Heimatpflege und Heimatforschung ist ein schreiendes Gebot der Stunde. Die Zurückhaltung vorgeschichtlicher Funde in Privatsammlungen, Schulschränken usw. ist bildungsfeindliche Barberei. Vorgeschichtliche Altertümer stehen laut Ausgrabungsgesetz unter Staatschutz und müssen dem obengenannten vom Minister beauftragten Vertrauensmann gemeldet werden. Zuwiderhandlungen sind strafbar. Bis zur Gründung eines mit hauptamtlichen Kräften ausgerüsteten Provinzialmuseums für Vor- und Frühgeschichte bittet der Vertrauensmann, in besonders dringlichen Fällen sowohl ihn selbst, als auch das Breslauer Altertumsmuseum (Graupenstraße 14) schleunigst zu benachrichtigen.



Entdeckung steinzeitlicher Erdwohnungen und vandalischer Hausanlagen im Kreise Leobschütz.

Vom 2. bis 14. Oktober 1924 fanden im Auftrage der ober-schlesischen Provinzialverwaltung in der Gemarkung Schöna u, Kreis Leobschütz, amtliche Ausgrabungen statt, an deren Leitung sich außer dem zuständigen Vertrauensmann (M r n d t-Beuthen) auch Freiherr Dr. v o n R i c h t- h o s e n beteiligte. Schon im August d. J. waren im Hohenplothale auf Klein Gläserner Gebiet vandalische Siedlungsreste aus der Zeit der Geburt Christi festgestellt worden. Die nunmehr in Angriff genommene Fundstelle liegt nicht weit davon, jedoch wesentlich höher und zwar auf den sogenannten Aubergen, dem rechten Hochufer der Hohenploth zwischen Klein Gläsern und Polaczkamühle. Die Mehrzahl der über einen halben Kilometer verstreuten Teilgrabungen führte zur Aufdeckung vorgeschichtlicher Hausanlagen, von denen aber mit Rücksicht auf gebotene Einschränkungen nur einige erschöpfend untersucht werden konnten, während die übrigen nach erfolgter Lagevermessung der schützenden Tiefe anvertraut blieben. Von besonderer Bedeutung war durch die zahlreichen Gefäßreste und Feuersteingeräte eine große steinzeitliche Erdwohnung. Sie stammt nach Ausweis der Gefäßtypen (Fußschalen, Wannen, verzierten Töpfe) aus einem zurückliegenden Abschnitt der Jungsteinzeit (etwa 3000 v. Chr.), in welchem Oberschlesien von einer aus den Donauländern eingewanderten Bevölkerung bewohnt war. Eine schöne Reihe geschmackvoll verzierter Töpfe bedeutet eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse von der steinzeitlichen Kultur überhaupt. Ferner ließ sich die Lage von Herdstellen und Pfostenreihen nachweisen, die freilich einer viel jüngeren Zeit angehörten. Die schwarze Kulturschicht, die einst den Boden dieser Pfostenhäuser bedeckte, war mit Gefäßscherben einer solchen Machart angefüllt, wie sie bei den Vandalen des vierten nachchristlichen Jahrhunderts beliebt war. Dank den Fortschritten der neuzeitlichen Ausgrabungstechnik sind hier zum ersten Male in Oberschlesien und zum zweiten Male in ganz Schlesien Grundrisse germanischer Häuser mit Sicherheit festgestellt worden. Das Beispiel zeigt, von welch einschneidendem Werte für die Aufhellung der vielfach falsch dargestellten Besiedelungsgeschichte der umstrittenen Provinz Oberschlesien die bevorstehende Neuregelung der kulturgeschichtlichen Bodendenkmalpflege werden muß. Die wissenschaftliche und technische Bearbeitung sowie die öffentliche Aufstellung des gefundenen Materials geschieht im vorgeschichtlichen Museum zu Beuthen D.-S. Ein Teil der Gegenstände wird auch dem Kreisheimatmuseum zu Leobschütz überwiesen.

III. Hinweise und Notizen.

Das Osteuropa-Institut in Breslau.

In Deutschland haben wir zurzeit drei derartige Institute von Ruf: in Königsberg, Kiel und Breslau. Während aber das Königsberger Institut vornehmlich den praktischen Bedürfnissen der Königsberger Ostmesse dient und das Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr in Kiel seinem ganzen Wesen nach mehr über die Verhältnisse der West- und Überseestaaten orientiert, macht die Beschränkung, die das Osteuropa-Institut in Breslau sich in seinem Tätigkeitsgebiet auferlegt hat, dieses Institut zu dem führenden für Osteuropafunde in Deutschland.

Nicht viele Breslauer kennen das schöne, in edlen Formen erbaute Haus an der Sandbrücke auch von innen, wo in hellen und freundlich eingerichteten Räumen Bibliothek und Archiv stehen. In der Bücherei, die schon weit mehr als 10 000 Bände umfaßt, kann man wahre Raritäten an Büchern finden, die sonst in Deutschland nicht aufzutreiben sind. Nicht nur die wichtigsten amtlichen Veröffentlichungen des russischen, polnischen, lettischen, estnischen, litauischen und tschechischen Staates, sondern auch eine große Zahl von Publikationen über Osteuropa sind hier gesammelt. Vor allem ist es das Gebiet der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, das neben Geographie, Bergbau, Hüttenkunde und Literatur besonders gepflegt wird. Systematische und Autorenkataloge geben Auskunft über alle in sämtlichen preußischen Bibliotheken seit 1900 erfolgten Anschaffungen über osteuropäische Fragen. Nicht weniger fesselnd ist es, einen Blick ins Archiv zu tun, an dessen Vervollständigung rastlos gearbeitet wird. An 100 wichtige Zeitungen und Zeitschriften, 75 000 Zeitungsausschnitte, systematisch geordnet und bequem zum Gebrauch, bieten Material für Detailforschung und Eindringen in osteuropäische Probleme.

Die Außenseite des Breslauer Osteuropa-Instituts besteht in Zusammenarbeit mit der Presse und Auskunftserteilung über jede beliebige mit Osteuropa zusammenhängende Frage. Ein besonderer Beamter für die Auskunftsstelle wird demnächst in Gemeinschaft mit der Breslauer Handelskammer angestellt werden. Sprachkurse (russisch, polnisch), die die Grundlage für das tiefere Eindringen in die Ostfragen geben sollen, und auf die praktische Erlernung der Sprachen das Hauptgewicht legen, werden fortlaufend veranstaltet sowie Vorträge abgehalten. Diese, von Kennern Osteuropas gehalten, sind in der Breslauer Gesellschaft leider viel zu wenig bekannt. Die Publikationen des Institutes erscheinen fortlaufend als „Quellen und Studien“ und „Vorträge und Aufsätze“. Daneben wird die wertvolle „Osteuropäische Bibliographie“ herausgegeben, an deren Fortführung jetzt wieder

gearbeitet wird. Das rege Interesse, das gerade auch Kreise der Prager dem Institute entgegenbringen, zeigt die enge Zusammenarbeit mit der Breslauer Handelskammer, die in großzügiger Weise zur finanziellen Sicherstellung der Anstalt beiträgt.

Gerade wir in Schlesien, die wir auf der Grenzwacht im Osten stehen, haben die Pflicht, bei dem großen Interesse, das uns die Ostfragen abnötigen müssen, uns mit ihnen bekannt zu machen, besonders wenn ein Osteuropa-Institut uns die Beschäftigung mit diesen Fragen so leicht macht.

*

Historische Kommission für Schlesien.

Bericht über die Tätigkeit der Historischen Kommission für Schlesien im Jahre 1923.

Von Veröffentlichungen der Kommission sind im Berichtsjahr 1923 erschienen:

1. In Gemeinschaft mit dem Verein für Geschichte Schlesiens: Regesten zur schlesischen Geschichte 1334—1337, Lieferung 5 (Schlußheft), bearbeitet von R. Wutke, E. Randt und G. Bellée.
2. G. Bellée, Literatur zur schlesischen Geschichte für die Jahre 1920—22.

Die Arbeiten der einzelnen Sektionen hatten unter der ständig fortschreitenden Geldentwertung stark zu leiden.

Die Sektion für die Verzeichnung der im nichtstaatlichen Besitz befindlichen Archivalien unter Leitung des Staatsarchivars Dr. Gräber hat ihre Arbeiten weiter fördern können. Die Inventarisierung des Kreises Sprottau ist beendet, das druckfertige Manuskript liegt vor. Bei der fortschreitenden Verschlechterung der Mark haben aber die vorhandenen Mittel nur zum Papierankauf, nicht mehr zum Druck ausgereicht. Mit der Inventarisierung weiterer Kreise konnte aus dem gleichen Grunde nicht begonnen werden.

Die Sektionen zur Herausgabe eines schlesischen Urkundenbuchs (Leitung: Geheimer Archivar Dr. Wutke), zur Bearbeitung des Altmaterials betr. die Säkularisation der Klöster in Schlesien (Leitung: o. Univ.-Prof. Dr. Seppelt), zur Herausgabe eines schlesischen Klosterbuchs (Leitung: Staatsarchivar Dr. Bellée) und die Sektion zur Bearbeitung der schlesischen Siedlungsgeschichte (Leitung: Prof. Dr. Maetjke) haben ihre Arbeiten nach den aufgestellten Plänen fortgeführt.

Zu den bestehenden Sektionen trat im Berichtsjahr eine weitere hinzu zur Verzeichnung und Bearbeitung der Land- und Stadtbücher: (Leitung: Archivrat Dr. Loewe).

Für das Jahr 1924 plant die Historische Kommission den Druck eines weiteren Bandes der Regesten zur schlesischen Geschichte, umfassend die

Jahre 1338—1340, wozu die Mittel schon zum Teil zugesagt wurden. Ferner wird mit den Vorarbeiten zu einem Bande der schlesischen Lebensbilder begonnen werden, der neben Schlesiern des 19. auch Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts (Männer um Friedrich den Großen) enthalten wird. Weiter ist in das Arbeitsprogramm die Herausgabe von Akten und Urkunden zur Geschichte des schlesischen Handels durch H. Wendt aufgenommen worden. Die Herausgabe von Neujahrsblättern, die allgemein interessierende Themen behandeln, ist in Aussicht genommen.

Da die Historische Kommission in das Vereinsregister eingetragen werden wird, sind die Sitzungen einer Neubearbeitung unterzogen worden, die die Hauptversammlung genehmigt hat. Auf Grund dieser neuen Sitzungen führt der bisherige Vorstand jetzt die Bezeichnung wissenschaftlicher Ausschuß, während die laufenden Geschäfte von einem fünfgliedrigen Vorstand geführt werden.

Breslau, den 20. Februar 1924.

Wutke.	Seppelt.	G. v. Eichborn.	Gräber.	Reincke-Bloch.
1. Vors.	2. Vors.	1. Schatzmeister.	2. Schatzmeister.	Beisitzer.

*

Schreibt Eure Familiengeschichte!

Wohl manchem Leser ist schon ein vergilbtes Schriftstück oder eine vom Staub der Jahrhunderte bedeckte Chronik unter die Hände gekommen. Mit Ehrfurcht und vielerlei Gedanken und Gefühlen hat er diese Zeugen aus vergangenen Tagen gelesen. Und wohl mancher Leser haschte gern nach solchen altertümlichen Schriften und suchte seine Lieblingsbeschäftigung darin, sie aufzustöbern und in ursprünglicher Form oder in der Niederschrift zu sammeln. Woran aber so mancher bisher nicht gedacht hat, ist dies, der späteren Zeit ebensolche Schriften zu hinterlassen, ganz besonders durch Anlegen einer eigenen Chronik. In Versammlungen, literarischen Zirkeln und Vereinen wird wohl darauf hingewiesen, oft aber das Nähere nicht erläutert. So ist meist nicht ganz klar, was gemeint ist und „die eines guten Willens“ sind, sich eine Chronik anzulegen, tun es nicht anders als in äußerst flüchtigen Notizen, die allein für sie und ihre Familienmitglieder, nicht aber für weitere Kreise und spätere Generationen Bedeutung haben.

Ich möchte in folgendem darlegen, wie ich mir meine Chronik denke. In erster Linie gelten meine Ausführungen denjenigen Lesern, die von Hause aus Landwirte und selbständige Wirtschaftler sind. Denn gerade auf den Landwirt kommt es an, daß er seinen Nachkommen und späteren Generationen mit vererbten Familiensitten und -bräuchen, wirtschaftliche Erfahrungen und Werte, sowie die wichtigsten Familiennachrichten, umfloschten

von seinen eigenen Gedankengängen, übermittelt. Eine gewisse Übung darin hat ja heute jeder, nicht nur von der Schule oder irgend einer Bildungsanstalt, ganz gewiß auch vom Feldzuge aus. Denn die Tagebuchnotizen und die vielen Feldpostnachrichten gaben ihm genügend Gelegenheit zum Schreiben und Schildern. Ich habe die Chronik eines einfachen Landwirts gelesen, der im Jahre 1916 bei Monastir als Landwehrmann fiel. Sie war einfach genug, aus alten nichtlinierten Zeichenheften zusammengestellt, aber seine Ausdrucksweise, sein klares Erfassen jeglicher, auch kleinster Einzelheiten, war erstaunlich. Ihm war alles ideal und das gab ihm Veranlassung zu reichen Gedanken und Gefühlsschilderungen in Verbindung mit den Nachrichten über Familie, Haus, Garten, Feld, Witterung, Leben und Arbeit, Kampf und Sorgen. Dieser Landwirt ist nun tot und seine Chronik wird wohl kaum eine Fortsetzung erfahren.

Eines einzelnen Aufzeichnungen jedoch sind, wenn sie nicht fortgeführt oder in Beziehung zu den Familienmitgliedern und der Zeit gebracht werden, von beschränktem Wert. Wichtig und bedeutungsvoller wäre es, wenn recht viele Familien eine Chronik anlegen und schreiben möchten.

Welchen Aufbau soll die Chronik erfahren? Darüber, lieber Leser, wollen wir uns einmal näher unterhalten. Vor allen Dingen sollst Du Dir nicht eine Chronik herstellen, wie jener einfache Landwirt, sondern lasse Dich das Geld nicht reuen und kaufe Dir ein großes, starkes und dickes Buch aus einer realen Buch- und Papierhandlung. Groß muß es sein, um eine größere deutlichere Schrift zu ermöglichen, stark muß es sein, um bei dem vieljährigen Gebrauch widerstandsfähig zu bleiben, dick aber muß es sein, um noch vielen Generationen zu dienen. Das erste Blatt läßt Du frei, um Platz zu halten für etwaige Familienstempel, kleine Briefmarken, Siegelsammlungen und dergl. Auf dem zweiten Blatte schreibst Du eine Art Vorwort, Du vermerkst namentlich, was Dir Anregung und Veranlassung zu der Chronik gab. So unscheinbar und bedeutungslos das auch scheint, es ist doch wichtig und interessiert jeden, sowohl den Forscher, als auch den Laien. Jener bei Monastir gefallene Landwehrmann tat dies auch. Und ich las ihn gern, diesen bescheidenen Hinweis. Er gab mir gleich den ersten und besten Aufschluß über seinen Charakter und sein Wesen. Auf dem nächsten Blatt vermerkst Du dann Deine Familienstammtafel, soweit sie Dir erinnerlich und aus alten Familienpapieren ersichtlich ist. Ist Dir unmöglich, den Ursprung Deiner Familie zu ergründen, d. h. kannst Du die Stammtafel nicht mit Ureltern, Großeltern beginnen, wird es Dir wohl ein Leichtes sein, mit den Namen und Lebensdaten Deiner Eltern die Namentafel zu eröffnen; jedenfalls vergiß nicht, nach bestem Wissen und Gewissen einen kurzen Lebenslauf der Genannten anzufügen. Soweit der erste und kürzeste Teil der Chronik.

Den nächsten Tag beginnst Du mit Aufzeichnung Deines ausführlichen Lebenslaufes, Kindheit, Schulzeit, Ferien-, Freuden- und Festtage, Sitten und Gebräuche in Deiner Familie innerhalb des Kalenderjahres, die kirchlichen Feste, die Eindrücke, so wie Du sie empfangen; den Tag Deiner ersten hl. Kommunion, wie überhaupt die wichtigsten Abschnitte in Deinem religiösen Leben. Deine Schulentlassung, besondere Begebenheiten im Freundes- und Verwandtenkreise, Lehrzeit oder Berufstätigkeit, Militärdienst, Kriegszeit, Feldpost, Tagebuch, Auszeichnungen, Erlebnisse, Erfahrungen, Verheiratung, Übernahme des wirtschaftlichen oder anderen Betriebes, Aufzeichnungen über Kinder, deren Freuden- und Festtage, in allem Erwähnung derjenigen Menschen, die entscheidend in Dein und Deiner Angehörigen Leben treten, die wichtigsten, gemeinsamen Tage, Scheidestunde, Wiederkehr. Alles im Wirtschaftsbetriebe vorkommende: Witterung, Ernte, Anschluß, an Vereine, wirtschaftliche Organisationen, gegebenenfalls auch politische Parteien, Ehrenämter, Gemeindepolitisches, Deine Stellung hierzu. So fährst Du von Jahr zu Jahr fort. Neben der Führung der Chronik ist das Aufbewahren von Zeugnissen, Auszeichnungen, Belobigungen, Familienpapieren, Briefen und sonstiger Andenken von höchster Wichtigkeit. Ein dauerhaft und schön hergestelltes, nicht zu kleines Kästchen könnte die genannten Papiere aufheben. Die Chronik kann auch in gewissem Sinne Stammbuch sein, doch nur, soweit es im Belieben des Chronisten, im rechten Verständnis der Beteiligten und im Sinne des Chronistengeheimnisses liegt.

So, lieber Leser, denke ich mir den Aufbau einer Chronik und zwar einer Familiendchronik. Sie wird wertvoll mit den Jahrhunderten für kommende Geschlechter, sie wird wertvoll aber auch schon nach Jahrzehnten für Dich selbst, denn was Du selbst einst vor Jahren geschrieben, liest Du selbst gerne in einsamen Stunden oder an langen Winterabenden und Deine Seele lebt das bereits Erlebte aufs neue durch. Die Chronik wird Dir alles, Freund, Berater, Unterhalter und bedarf nur Deiner sorgfältigen Behandlung, sorgsamer Aufbewahrung und duldet keine Vernachlässigung. Der freie Sonntag nachmittag reicht hin zur Führung dieser Chronik. Also, wenn Du Mut, Lust und Liebe hast, frisch ans Werk! Die Chronik selbst vergilt es Dir reichlich. Für jetzt schafft sie Dir Anregung, für später macht sie Dir Freude und schafft Stunden frohester Erinnerungen.

*

Ein Werk über Schlesiens Handel.

Seit mehr als zwei Jahrzehnten wird ein großzügiges Werk geplant, das den hervorragenden Anteil des schlesischen Handels an der wirtschaftlichen Erschließung des Ostens in alter und neuer Zeit durch eine umfassende Darstellung und den Abdruck der wichtigsten Quellen veranschaulichen soll.

Ein solches Werk soll durch den Rückblick auf die Vergangenheit auch der Gegenwartarbeit die Wege weisen, hat also neben wissenschaftlicher auch praktische Bedeutung. Sein Erscheinen schien wegen der hohen Kosten lange unerreichbar, ist aber jetzt Dank dem gemeinnützigen Sinne eines Breslauer Großkaufmanns gesichert. Dr. Gotthard Schwarz, in Firma Otto Schwarz, hat dem Leiter des Breslauer Stadtarchivs Prof. Dr. Wendt für mehrere Jahre eine namhafte Summe zur Verfügung gestellt, aus der die Kosten für die Besoldung von Hilfskräften und die Bereisung auswärtiger Archive bestritten werden sollen. Nunmehr kann unter Benutzung der von Danzig bis Venedig, von Amsterdam bis Krakau verstreuten Archivschätze ein Werk geschaffen werden, das hoffentlich nicht nur wissenschaftliche Erkenntnis fördern, sondern auch denen, die um Schlesiens gebührenden Anteil an dem wirtschaftlichen Wiederaufbau des Ostens ringen müssen, anregend und fördernd erscheinen wird.

*

Nationalgeschichte und Landesgeschichte. Über dieses, jeden Heimatforscher interessierende Thema sprach auf dem diesjährigen 14. Deutschen Historikertag in Frankfurt a. M. Professor Dr. Kötsche-Leipzig. Wir folgen einem Bericht der Rhein-Mainischen Volkszeitung vom 2. Oktober 24:

Redner streifte zu Beginn seines die Materie umfassend meisternden Vortrages vor allem die Begriffsbestimmung National- und Landesgeschichte und suchte dabei die Notwendigkeit nachzuweisen, sich auch heute noch wissenschaftlich mit Landesgeschichte zu beschäftigen, wenn der Weltkrieg mit seinen ungeheuren staatspolitischen Umwälzungen auch ganz andere Wege zeigen mag. Das ganze Problem wurde dann von Professor Dr. Kötsche vor allem historisch behandelt. Er zeigte an zahlreichen Beispielen aus dem letzten Jahrhundert, wie eng die Verbindung zwischen Landesgeschichte und Nationalgeschichte ist. Feststehende Tatsache scheint es aber zu sein, daß der Rückgang des Partikularismus im Staatsleben eine Hinderung der Landesgeschichte bedeutet. Tatsache ist jedenfalls, daß die Grundlagen exakten Wissens vielfach nur festgestellt werden können, wenn die landesgeschichtliche Forschung vorgearbeitet hat. Große Verdienste erwarb sich dabei die Lehrerschaft an den höheren und Volksschulen, auch mancher Pfarrer hat landesgeschichtlich wertvolle Arbeit geleistet, bis dann die historischen Kommissionen die Arbeit der privaten Forscher vertieften und teilweise ablösten. Auch die „Deutschen Geschichtsblätter“ setzten sich zum Ziele, die allgemeine Geschichte der Ortsgeschichte zu nähern, bis man dann auf den Hochschulen die Notwendigkeit der landesgeschichtlichen Forschung erkannte, was durch Gründung von Lehrstühlen und Seminaren bereiten Ausdruck fand. Redner gab zum Schlusse seiner Ausführungen, die man am treffend-

sten wohl als eine „Geschichte der Geschichtsschreibung“ bezeichnet, ein hoffnungsfrohes Bild der landesgeschichtlichen Forschung für die kommenden Jahrzehnte, die dann auch ganz von selbst die Anerkennung finden werde, die ihr bisher noch mitunter mangle.

*

Die in Oberschlesien und Polen liegenden Propsteien des Breslauer Sandstifts behandelt Archivrat Dr. Bellée in den Schles. Geschichtsblättern (Jahrg. 1924, S. 2—9 und 42—44). In Polen lagen die sehr umfangreichen Propsteien Mstow (östl. von Czenstochau) und Kalisch. Das Verhältnis dieser beiden Propsteien zum Breslauer Mutterkloster bietet für die Geschichte der kulturellen Beziehungen zwischen Schlesien und Polen manchen lehrreichen Beitrag. In Oberschlesien gehörte Rosenberg zu den Propsteien des Sandstifts. Anfang des 17. Jahrhunderts machten sich in dieser Propstei, deren Konvent zumeist aus Polen bestand, Loslösungsbestrebungen vom Breslauer Mutterkloster bemerkbar. Sie wurden von dem Breslauer Bischof Karl Ferdinand, der ein Bruder des Königs Wladislaus IV. von Polen war, offenbar gefördert. Durch sein Eingreifen gelegentlich einer strittigen Propstwahl 1641 erhielt die Propstei Rosenberg eine mehr selbständige Stellung gegenüber dem Breslauer Sandstift, die durch die Art der Propstwahl und durch die Verleihung der Prälatenwürde an den jeweiligen Propst von Rosenberg auch äußerlich zum Ausdruck kam. Trotz dieser Selbständigkeit ging es mit dem Rosenberger Kloster im Laufe des 18. Jahrhundert wirtschaftlich bergab. Schon im Jahre 1770 mußte es sub hasta seine Güter bis auf ein Vorwerk verkaufen. Die Konventualen wurden Weltpriester an der Pfarrkirche zu Rosenberg und deren Filialkirchen.

*

Polnische Studenten an der Breslauer Universität. Professor Steffens hatte als Rektor der Breslauer Universität 1821 einen von der Warschauer Universität relegierten polnischen Studenten, der sich nach Breslau flüchtete und dort immatrikulieren ließ, in Haft nehmen lassen. Infolge der milden Inhaftierung gelang es Benedikt Kalinowski — so hieß der Student —, zu entweichen. Steffens geriet dadurch in peinliche Verlegenheit. Er wandte sich in einem Entschuldigungsschreiben vom 3. Dezember 1821 an den Minister Altenstein. In diesem Brief heißt es u. a.: „Diese Untersuchung ließ mich einen tiefen Blick hineinwerfen in das tägliche Leben und Treiben der hiesigen Studenten aus dem Königreich Polen, das wenig Tröstliches zeigt. Die meisten hören zwar pro forma Vorlesungen, treiben sich aber meistens auf öffentlichen Ertern herum und sind durch ihr Beispiel für die übrigen höchst schädlich.“ Wir entnehmen diese bezeichnende

Stelle einem Aufsatz Prof. Lauberts, dem besten Kenner jener Periode, in den Schles. Geschichtsblättern (Jahrg. 1924, Nr. 2/3, S. 31).

*

Gottlieb Theodor v. Hippel zur polnischen Frage. Der bekannte Verfasser des Aufrufs „An mein Volk“ hatte als Regierungspräsident von Marienwerder 1819 eine Denkschrift über das polnische Problem verfaßt. Der Warschauer Aufstand v. J. 1830/31, den er als Regierungspräsident von Oppeln (seit 1823) miterlebte, veranlaßte ihn, die Denkschrift an das preußische Innenministerium zu senden. Über den Inhalt dieses Dokuments berichtet Prof. Laubert in den Schles. Geschichtsblättern (Jahrg. 1922 Nr. 2/3, S. 18—23). Für uns Oberschlesier ist besonders die Feststellung wertvoll, daß von irgendwelchen nationalpolnischen Bestrebungen in Oberschlesien damals keine Spur vorhanden war. Vielmehr verhielten sich auch die polnisch-sprechenden Oberschlesier in den Grenzorten den Vorgängen in Polen gegenüber völlig indifferent. „Die polnische Bewegung fand hier nicht den mindesten Resonanzboden.“

*

Zur Familiengeschichte des Freiherrn von Eichendorff. In den Schles. Geschichtsblättern (Jahrg. 1923, Nr. 1, S. 6) berichtet H. Hübner unter der Rubrik Beiträge zur schles. Familienkunde über eine interessante Urkunde zur Familiengeschichte der Freiherrn von Eichendorff. Es handelt sich um eine Beschwerde der Jägerndorffschen Landstände, in deren Gebiet sich Jakob von Eichendorff 1625 niedergelassen hatte, an den Oberhauptmann von Schlessien, Herzog Heinrich Wenzel von Münsterberg-Ols. Jakob von Eichendorff war in den harten Kriegsläufen, unter denen auch seine beiden Dörfer Krawarn und Kautzen zu leiden hatten, die Steuern mehrere Jahre schuldig geblieben. Der Oberhauptmann legte die Beschwerde dem Fürstentag vor, welcher daraufhin am 13. XI. 1637 ein energisches Beschwerdebeschreiben an den Wiener Hof, den Jakob v. Eichendorff um Steuerbefreiung ersucht hatte, ergehen ließ. Dieser Schritt hatte keinen Erfolg, denn anderthalb Jahr später geht eine neue Beschwerde des Fürstentages an den Kaiser. Diesmal mit Erfolg, denn in den weiteren Fürstentagsverhandlungen ist von der Sache nicht weiter die Rede. Jakob von Eichendorff, den die Stände als Eindringling ungern sehen mochten, scheint sich doch allmählich eingelebt zu haben. Wir finden ihn Ende seines Lebens in der vornehmsten Stelle des Fürstentums, als Landeshauptmann.

*

Eichendorff und Prinz Josef von Hohenzollern. Über das Verhältnis des Dichters zu dem bedeutenden Kirchenfürsten, der vom Jahre 1808 bis

1836 als Fürstbischof die Diözese Ermland leitete, berichtet Archivdirektor Dr. Nowak-Breslau in der Sonntagsbeilage der Schlesischen Volkszeitung (1. Juni 1924). Eichendorff konnte dem Fürstbischof, dessen Diözese unter dem unduldsamen Oberpräsidenten G. Th. von Schön schwer zu leiden hatte, manche Dienste erweisen. In dem einzigen noch erhaltenen Schreiben des Fürstbischofs dankt er dem Dichter für seine Hilfe: „Wie Ihr edles, frommes Herz für Gottes Sache glüht, wie gern Sie an der Erweiterung des Reiches Jesu arbeiten und wie treu Sie zu unserer hl. katholischen Kirche hingen, ist mir ja satzjam bekannt, und so darf ich wohl zuversichtlich hoffen, daß Sie der armen Glaubensbrüder in Marienwerder unvergessen sein werden.“ (Brief vom 2. Sept. 1824).

*

Kardinal Diepenbrock und die oberchlesische Not. Unter diesem Titel veröffentlicht Professor Hermann Hoffmann-Breslau Briefe der geistreichen Herzogin Dorothea von Sagan an Kardinal Diepenbrock. D. hat während seiner ganzen Regierung mit ihr in Briefwechsel gestanden, der noch erhalten und unveröffentlicht ist. Die Briefe betreffen die Typhusepidemie v. J. 1847/1848 in Oberschlesien und lassen erkennen, wie groß die Not damals war und wie tatkräftig von allen Seiten, besonders von Seiten des Breslauer Fürstbischofs, geholfen wurde. (Schles. Volkszeitung 13. Juni 1924).

*

Joh. Alois Fizek. Über diesen edlen oberchlesischen Priester (geb. 1790 in Groß-Döbern bei Oppeln; gest. 1862 in Deutsch-Wieck) schreibt P. Dr. Schweter C. Es. R. in der Schlesischen Volkszeitung vom 14. 6. 1924: Fizek gehört ob seines heldenhaften Kampfes gegen die Branntweinpest zu den großen Wohltätern des deutschen Volkes. Es wäre an der Zeit, daß diesem Kultur- und Caritasapostel nun endlich ein literarisches Denkmal gesetzt würde. Für Mitteilungen aus dem Leben Fizeks wäre der obengenannte Verfasser des Aufsatzes über ihn dankbar. (P. Dr. Schweter, Wartha i. Schl.)

*

Paul Stallmach und Karl Miarka. Diese beiden Männer haben in der inneren Geschichte Oberschlesiens eine bedeutende Rolle gespielt. Leider fehlt uns noch immer eine oberchlesische Biographie, die uns über die Tätigkeit dieser beiden Männer und vieler anderen Persönlichkeiten unserer Heimat Aufschluß geben könnte. Vielleicht keine andere deutsche Landschaft ist so arm an biographischem Material wie Oberschlesien. Das darf jetzt, wo Oberschlesien seine staatliche Selbständigkeit erhalten hat, nicht mehr weiter so bleiben. Der Geschichtsverein wird die Vorarbeiten zur Herausgabe einer

oberschlesischen Biographie so bald wie möglich aufnehmen. Wer Vorschläge oder sonstige Angaben machen will, wende sich an die Geschäftsstelle des Geschichtsvereins (Reiße-Neuland, Heimgarten). — Über Stallmach und Miarka ist eben eine Broschüre in polnischer Sprache erschienen. Die Herausgeber Emanuel Grim und Konstantin Brus schildern darin das Leben dieser beiden Männer und ihre Verdienste um das polnische Volk in Oberschlesien. Wir werden zu diesem Buche noch Stellung nehmen.

*

August Scholz. Einer von den unbekannten Oberschlesiern. Über ihn findet sich aus Anlaß der ersten Wiederkehr seines Todestages (6. Oktober) ein längerer ehrender Nachruf in der „Welt am Montag“ (Nr. 40, 6. 10. 24) aus der Feder seines Freundes, des Berliner Schriftstellers Max Kreiser. Es ist dort nicht gesagt, wo Scholz geboren wurde. Sein Vater war Gendarm in Oberschlesien. Scholz studierte in Berlin, geriet in die junge sozialistische Bewegung, fasselte um und wurde Volksschullehrer an einer katholischen Schule im Südosten Berlins. Durch die sozialistischen Ideen kam er mit den großen russischen Gesellschaftskritikern in lebhafte Beziehung. Er lernte selbst russisch, bereiste Rußland mehreremale, besuchte Gorki und Dostojewskys Witwe und begann dann mit Hilfe seiner Frau, einer deutschempfindenden Polin, eine weitausgedehnte Übersetzertätigkeit. Er hat Maxim Gorki sozusagen für Deutschland entdeckt. Tolstoj's „Macht der Finsternis“ und Gorki's „Nachtasyl“ beherrschen in seiner Übersetzung noch immer die Bühnen. — Für nähere Mitteilungen über August Scholz wäre die Geschäftsstelle des Geschichtsvereins dankbar.

*

P. Kilian Seifert O. S. B. Als ältester Priester der Diözese Linz verschied P. Kilian am 4. Oktober 1924 im 91. Lebensjahr. Er war geboren am 4. 11. 1833 in Lichtenberg O.-S., machte seine Studien in Reiße und Breslau, wurde Priester und trat 1863 in das Benediktinerstift Lambach in Österreich ein. Er blieb bis an sein Lebensende Konventuale dieses altherwürdigen Klosters. P. Kilian war von Haus aus in der Landwirtschaft sehr bewandert, fromm, tüchtig in der Seelsorge, ein gewandter Prediger und ein großer Wohltäter der Armen. Er zeigte auch reges literarisches Interesse und war u. a. auch als Übersetzer aus dem Französischen tätig (Leben des ehrw. P. Johann Bapt. Muard vom hl. Herzen Jesu, Wien 1876). Seiner ober Schlesischen Heimat blieb er, wie ein Ordensbruder in der Schlesischen Volkszeitung berichtet, zeitlebens treu.

IV. Buchbesprechungen.

Schlesier des 19. Jahrhunderts. Namens der Histor. Kommission für Schlesien herausgegeben von Fr. Andrae, M. Hippe, D. Schwarzer, H. Wendt. Breslau 1924. W. G. Korn.

Es wird stets eine rühmliche Tat bleiben, daß die noch junge Histor. Kommission für Schlesien in den schlimmsten wirtschaftlichen Notzeiten diesen stattlichen Band herausbringen konnte. Die Biographie rückt mit Recht immer mehr in den Vordergrund des historischen Interesses. Für den deutschen Osten fehlte es leider an einer umfassenden biographiegeschichtlichen Darstellung. Es waren nur Bruchstücke in z. T. schon recht veralteten Werken, wie in Cunrads *Silesia togata* oder in Kahlers *Schlesischer Literaturgeschichte*, vorhanden. Man kann daher das Unternehmen der „Schlesischen Lebensbilder“, die auf mehrere Bände berechnet sind, auf das lebhafteste begrüßen. — Der erste Band umfaßt auf 335 Seiten die Biographien von 76 Persönlichkeiten, die entweder gebürtige Schlesier sind oder die hier in Schlesien entscheidend gewirkt haben. Die Herausgeber betonen in der Einleitung ausdrücklich, daß die Auswahl für den 1. Band nicht etwa maßgebend für die Wertung der dort behandelten Persönlichkeiten sein soll. — Wenn man das Buch durchblättert, ist man geradezu überrascht von dem Reichtum an wertvollen und interessanten Individualitäten. Politiker, Kaufleute, Unternehmer großen Stils, stille Gelehrtennaturen, Seelsorger, Pädagogen, Juristen, Landwirte, es fehlt kaum eine Berufs- und Standskategorie, die nicht einen maßgebenden Repräsentanten aufzuweisen hätte. — Oberschlesien ist in der ganzen Reihe mit folgenden Namen vertreten: Franz Graf v. Ballestrem, Friedrich Bernhardt, Emil Bohn, R. H. Friedrich Graf v. Burghauf, Wilhelm Fikner, Gustav Freytag, Fritz v. Friedländer-Juld, Wilhelm Gegenfeldt, Eduard Heller, Guido Graf Hendel Fürst von Donnersturm, Richard Holke, August Kitz, Josef Pinkus, Felix Rendschmidt, Ferdinand Freiherr von Richthofen, Max Sdralek, Augustin Welzel. Manche dieser Männer nehmen in der deutschen Geistes- und Wirtschaftsgeschichte einen achtunggebietenden Rang ein. Und auch unter den Bearbeitern dieser 17 Biographien finden sich klangvolle Namen. Mit einem Wort, dieser 1. Band der Schles. Lebensbilder ist ein Werk, das man freudig interessiert liest und mit einem berechtigten Hochgefühl aus der Hand legt. — Der zweite Band soll im nächsten Jahr erscheinen. Wir dürfen wohl hoffen, daß auch im 2. Band Oberschlesien eine gerechte Berücksichtigung findet. Es harren noch eine große Reihe verdienter Oberschlesier der literarischen Würdigung, von denen hier nur — in zufälliger Auswahl — einige Namen genannt sein mögen: Vorinser Vater und Sohn, Schaffer, Dzierzon, Wilpert, Sprotte, Stephan, Bogedain, Fikner, Bonke, Buchwald, Koelling, Klimke, Ring, Walbau, Kalide u. a. m. Dr. L.

H. Vellée, Literatur zur Schlesischen Geschichte für die Jahre 1920—1922. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien. Breslau, 1924. Kommissionsverlag Ferdinand Hirt.

Mit diesem Büchlein hat der Breslauer Staatsarchivar Dr. Vellée ein überaus dankenswertes heimatgeschichtliches Hilfsmittel geschaffen. Zwar hatte Heinrich Rentwig

die von Josef Partsch grundgelegte schlesische Bibliographie („Literatur zur Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien“) in den jeweiligen Beihften zu den Jahresberichten der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur fortgesetzt. Der gleiche Autor hatte auch in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens seit 1907 alljährlich umfassende Übersichten über die neu erschienene Literatur zur schlesischen Geschichte veröffentlicht. Aber beide Reihen waren seit einigen Jahren ins Stocken geraten, die letztgenannte seit 1921, die „Literatur zur Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien“ sogar schon seit 1914. Wir standen also dem in den letzten Jahren trotz aller wirtschaftlichen Nöte doch noch ziemlich breit fließenden Ströme heimatgeschichtlicher Literatur ziemlich hilflos gegenüber. Nun hat die fleißige Hand Bellees Ordnung in dieses Chaos gebracht. In 15 klar geschiedenen Gruppen sind über 1000 Nummern verarbeitet. Der Literatur über Oberschlesien sind 10 Seiten gewidmet. Dazu kommen noch eine große Zahl von Nummern in der letzten Gruppe „Orts Geschichte.“ Eine besondere Bedeutung, soweit Oberschlesien in Frage kommt, erhält die Bibliographie dadurch, daß auch die literarischen Erscheinungen der Abstammungszeit in bisher unerreichter Fülle registriert werden. Vollständigkeit konnte bei dem zur Verfügung stehenden Raum natürlich nicht erzielt werden. Der Verf. hat sie hier auch nicht angestrebt, sondern er will das gesamte Material an einer andern Stelle veröffentlichen. Die ober-schlesischen Geschichtsfreunde werden ihm dafür Dank wissen.

Dr. L.

Wilhelm Bolz, Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu „Die Fragen des Ostens.“ Breslau 1924, Ferdinand Hirt (broch. 51 Seiten) 1,50 M.

Drei für die Geschichte Ostmitteleuropas maßgebende Historiker nehmen in diesem sehr dankenswerten Büchlein zu dem in jüngster Zeit wieder aktuell gewordenen Problem der ostdeutschen Besiedlung Stellung. Rudolf Köttsche, der Leipziger Wirtschaftshistoriker, dem wir eine Reihe aufschlußreicher Unternehmungen zur Siedlungsgeschichte verdanken, behandelt die Frage in ihrer allgemeinen, den ganzen Ostraum umfassenden Bedeutung. Er prüft, ob die sogen. Urgermanentheorie, wie sie z. B. L. Giesebrecht vertreten hat, heute noch tragfähig ist. Neuere Forscher, unter ihnen auch August Meitzen, eine europäische Autorität auf dem Gebiet der Siedlungsforschung, neigten der Auffassung zu, daß wohl auch nach dem Einstromen slawischer Völker in die durch die Völkerwanderung entleerten Gebiete Mitteleuropas Reste der germanischen Urbevölkerung zurückgeblieben seien, daß aber ihr Einfluß auf die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse der nachgewanderten slawischen Völker sehr gering anzuschlagen sei. Besonders der tschechische Historiker Franz Palacky hatte diese Theorie von der Landräumung des germanischen Ostens freudig aufgenommen und sie in seinen zahlreichen Werken bis in die extremsten Konsequenzen weitergebildet. Nach ihm sind die zurückgebliebenen Reste des germanischen Urvolkes — in Böhmen die Markomannen — durch die einströmenden Slawen in die Waldgebirge der Randgebiete abgedrängt und vom slawischen Volkstum völlig aufgesogen worden. Die deutsche Einwanderung im 12. und 13. Jahrhundert bedeutet also eine völlig neue Kolonisation (Kolonisationstheorie). Dieser Auffassung trat nun der Brünner Historiker B. Bretholz entgegen, ausgerüstet mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug, wie sie die Wiener Schule des Instituts für österreichische Geschichtsforschung für die Methoden verfeinerter historischer Quellenforschung ausgebildet hat. In seiner Geschichte Böhmens und Mährens (1912 u. 1921) legt er dar, daß in Böhmen ein urwüchsiges Deutschtum von der Germanenzeit her bestand, stark genug, um auf Staat und Kultur einen maßgebenden Einfluß zu üben. Auf Grund dieser neuen Forschungsergebnisse Bretholzs beleuchtet Köttsche nun das gesamte Siedlungsproblem Ostmitteleuropas. Trotz der Dürftigkeit der Quellen läßt sich nach Köttsche zeigen, daß

die in die Ferne abgewanderten Germanen mit ihren zurückgebliebenen Stammesgenossen ständig Beziehungen unterhalten haben. Die germanischen Urbewohner waren also nicht völlig aufgesogen worden. Das beweisen auch die neueren Beobachtungen über die Bodenverhältnisse, über die Siedlungsformen und die Ergebnisse der historischen Sprachgeographie und Ortsnamenforschung. Auch in Schlesien sind mancherlei Spuren germanischer Bevölkerung und Namengebung über die Zeiten der slawischen Überflutung hinaus bis zum Beginn deutsch-germanischer Rückströmung nach dem Osten auffindbar. Die Bedeutung der Kolonisation des 12. und 13. Jahrhunderts ist durch diese Feststellungen natürlich nicht angetastet. Sie bleibt stets eine der größten kulturellen Großtaten des deutschen Mittelalters. — Die beiden andern Aufsätze von Alfred Dopsch, Professor in Wien, und Rob. Holzmann, der vor seiner Berufung nach Halle Professor der Geschichte in Breslau war, beschränken sich auf die Verhältnisse in Böhmen und Mähren. Dopsch zeigt, daß alle historischen Spuren, mögen sie der Archäologie oder der Sprachwissenschaft entstammen, darauf deuten, daß „unzweifelhaft Deutsche noch im Lande geblieben, als die Slawen hier einzogen“ (S. 28). Vom 9. Jahrhundert ab liegen für diese Tatsache urkundliche Nachrichten vor. Es lassen sich schon in der fränkischen Zeit lebhafteste Handelsbeziehungen zwischen Böhmen und dem deutschen Westen und Süden nachweisen. Kirchlich wird Böhmen nach der Christianisierung im 10. Jahrhundert der Mainzer Metropole unterstellt. Eine eigentliche Neusiedlung wie im Osten Deutschlands hat in Böhmen nicht stattgefunden. Es fand wohl im Hochmittelalter eine stärkere deutsche Besiedlung statt, aber sie erfolgte einfach durch ein allmähliches „Vorschieben“ der Deutschen jenseits der heutigen Grenzen nach Böhmen hinein, Bewegungen, die zu verschiedenen Zeiten und verschieden stark vor sich gegangen sind.“ — Auch Holzmann kommt, besonders auf Grund sprach- und sagenhistorischer Argumente, zu einer Ablehnung der Palackyschen Kolonisationstheorie. Kurz zusammengefaßt, können wir mit H. sagen: Die Deutschen sind von altersher in Böhmen auffällig gewesen und haben sich durch die Jahrhunderte in Stadt und Land stetig gemehrt, gefördert und begünstigt von den Landesherren, die damals zugleich deutsche Reichsfürsten waren und durch das Kulturschaffen der Deutschen ihre Einkünfte mehrten, zugleich aber in dem Bürgertum auch politisch gegenüber dem mächtigen Adel eine wertvolle Stütze gewannen. (S. 39).

Dr. L.

Dr. phil. **Josef Pfigner**, Geschichte der Bergstadt Zuckmantel in Schlesien bis 1742. Verlag der Stadtgemeinde Zuckmantel, 1924. 30 Kronen.

Ein fränkische Bergmannsgründung ist es, am blanken, kieselhüpfenden, goldschimmernden Miserichbache (1657, „trüb“ bedeutend, wegen einstiger Sumpfbefchaffenheit) sich flussaufwärtsziehend, ohne den typischen, ostelbisch-kolonialen Stadtplan. Jedoch aus wirtschaftlichen Gründen bei kaufkräftigem Hinterland und Interessengemeinschaft, besonders nachdem der Kapitalismus mit seinen feineren Umzählungen als Geldmacht in diese Gegend auch herübergespielt, aus dem dörflichen Charakter der Urzeit herauswachsend zum suburbium und oppidum nach 1300, indes selbst noch im 16. Jahrh. immer noch eine urbs nuda bleibend, eben wegen der eigenen Anlage, obgleich gerade im Mittelalter die Ummauerung und Wehrhaftigkeit ein Hauptcharakteristikum schlesischer Städte war, und die reizvolle Staffage der Landschaft zugleich einen Stolz der Bürger bildete. Umrankt von burgenkühnen Höhen, deren trutzige Festen weiter hart am Steilgrat standen, bis sie in frühe Trümmer sanken. Manches reiches Kaufmannsgut zog hier den räuberumhüteten, gefährlichen Bergweg; denn Zuckmantel war — als mährischer Vorposten — eine Hüterin der Passstraße, die weiterhin nach Hermann-

stadt, Einsiedel, Engelsberg und Freudental führte. Und noch raunt uns heute wie einst in den alten Vätertagen — sächsischem Bergmannsblut entsprossen — die seltsame Mär vom Hadelberend entgegen, dem wilden Jäger mit Hifthorn und Hundemeute...

Sehr interessant ist ja schon das 1. Kapitel der vorliegenden Chronik von der deutschen Besiedelung. Es bedeutet ganz entschieden eine schätzenswerte Bereicherung unseres Blickfeldes und bringt eine völlig veränderte Auffassung in die Geschichtsdarstellung. Waren wir bisher gewohnt, den Gang der deutschen Besiedelung unserer Gegend in ihrem Flußlauf-Vordringen von der Heide zur schwer kolonisierbaren Waldlandschaft des Gebirges mit Wilhelm Schulte erst spät, um 1230 anzusehen, so werden wir jetzt belehrt und kommen zu der Erkenntnis, mit gewinnbringendem Einschlag, daß dieser sich wesentlich früher vollzogen hat, bald nach 1220, als das „Wettrennen“ zweier Fürsten begann um das erste Ziel im jäh durchbrochenen Urwalde.

Ich kann mich nur nicht ganz zu der Annahme entschließen, daß der Ortsname — teilweise später zum Spitz- und Spottnamen umgewandelt — wenigstens schon früh in der nennenden Sage, die ihre wunderlichen Blüten treibt — trotz der deutlich erkennbaren westdeutschen Importware, doch nur ohne jene Naturgegebenheit entstanden und gedankenlos veranlaßte Übertragung sein soll, ein unverständenes, totes Erbgut der Volkssprache gewesen. Wie ich andererseits hinwiederum auch mit anderen Phantasten nicht recht annehmen kann, er sei völlig aus bergmännischer „Geheimsprache“ hervorgegangen: („Zuckmantel umzubilden, war die Sprache des 13. Jahrh. nicht mehr fähig“!?)

Ebenso will es mir nicht recht einleuchten, — es erscheint mir zum mindesten doch etwas gewagt —, wenn der Chronist die Nebennamensform Edelstadt „aus bischöflichem Renaissancegefühl“ als „aristokratisch-stolzes Adelsprädikat“ herauswachsen läßt, während es doch so natürlich nahe liegt, auch außerhalb des Bistumslandes vorkommende Bergwerk-Doppelnamensform¹⁾ des Ortes so recht als echtes Bergmannsbewußtsein ohne Fürstentum zu erkennen und zu werten!

Fernerhin erscheint es mir angebracht, die untergegangene Ortschaft Freudental bei Zuckmantel zu suchen. Da wir doch nun einmal eine Burg Freudenthal auf der Bischofskuppe gehabt haben, liegt es, wegen der so anklingenden Namensform so sehr nahe, beide in ursächliche Verbindung zu bringen und als Nachbarplätze anzusehen, — eine vermutende Annahme, wie sie bislang in schlesischen Forscherkreisen keinen entschiedenen Zweifel gefunden hat.²⁾

Etwas gewundert habe ich mich darüber, daß nach Pfizners Angabe der slawische Ortsname Erlitz (Olsniz) am Querberge sich nur dadurch erkläre, daß die Bischöfe von Breslau polnisch (?) waren. Wohl der einzige, etwas unpassend gewählte Ausdruck!

Die Mongolen sind natürlich nicht durch unsere Gegend, d. h. über den Zuckmanteler Paß gezogen, soviel uns auch die geschwähigte Sage dies glaubhaft machen will. Darüber ist erst gar kein Zweifel nötig! Der Verkehrsweg führte in alter Zeit am Gebirge herum. Der damals noch schwer passierbare und in großem Umfange bestehende Grenzwald mußte für einen Heeresdurchzug, dazu noch übers Gebirge, ein durchaus unübersteigbares Hindernis sein. Die 600 Zuckmantler Bergknappen beim Mongolenkampf gehören natürlich — wie die Goldberger — völlig in das Reich der Fabel.

¹⁾ Altstadt hieß Golbeck, Neustädtel Goldentraum. Bei Ziegenhals liegt ja auch ein ähnlicher Fall vor! Jedenfalls müßten weitere Beispiele die Sache klären!

²⁾ Für das untergegangene Dichtenberg und Skoronisdorf (Wyssoka-Hundorf) haben wir mehr das Freiwalddauer Bergland anzusehen.

Naturgemäß bildet auch das Kapitel über den Bergbau eines der reizvollsten und interessantesten der Darstellungen. Von der Zeit an, als Jglau noch mit dem ersten Bergwerksrecht verknüpft war und später Joachimstal Reichtquelle und Leitstern ward. Es gibt hier so viel aufsteigende Linien und Wellenturven bis zum jähen, nutzlos-dämmergrauen Absturz und Versinken, zum schattenhaft-schemenvollen Daseinsfristen nur voll kümmerlichkeit nach früherer Schimmergröße voll Glüdglanz. Zahllose Bahnen, Linien und Strahlenbezüge nebst Brechungen zeigen sich hier dem Forscher-auge in einer Zeit, welche als Brennpunkt den Schatz der Erde trug. Bergbau ist Wesen. Herz, Pulsader, Hauptanziehungspunkt und Beschäftigung der Bewohner selbst. Ein wechselvolles Kräftepiel ist und entfaltet sich auf einem Boden, zu dem Faktoren der mannigfachen Art und Stärkegrade beitrugen. Es ist hier ein völlig unterminiertes Land, wie ein Maulwurfsbau und Kriegsschauplatz. Reibungsflächen und Entfremdungen gab es natürlich viel unter den einzelnen Beziehungsgruppen und Komponenten. Vom kaiserlichen Holz-, Wasserknecht und Hüttenjungen an bis zum Fürsten selbst traten ja hier alle Stände des Volks auf den Plan und in Bewegung, im Gefühl und Vollbewußtsein von Recht und Macht und in Gefolgschaft eines bischöflichen Landesherrn. All diesen schöpferkräftigen Triebfäden nachzuspüren, ist Forscherarbeit. Jenen wesensvollen Organismus aufzudecken, der sich außerhalb der Stadtumfriedung vollzog, bis auch das einheimische Bürgerium — eine andere Welt! — neue Heimgärten und Ringe ansetzte. Es war gewiß eine der erhabensten Anblicke für das neuere Zuckmantel, als seine Bergknappen um 1850 dem Bischof Melchior von Breslau ihre Huldigung in einem imposanten Fackelzug darbrachten, — das allerletzte Ausklingen alter Fürstengehörigkeit! . . . Der Bergbau versiegte allmählich im steten Dauerkampf gegen Kluftwasser und Zubeße, die goldene Zeit verfiel, die vielleicht gerade in dem Dämmerblau weiter Entfernung in der Erinnerung um so schöner und duftvoller widerstrahlt, — beim Schimmern letzter Abendröte neuerer Zeit! —

Manch fesselnde Kulturbilder rollen an unserem Blick vorüber, buntfarbig wie ein Perserteppich oder Kaleidoskop in wechselvollem Spiel.³⁾ Vielleicht mag der eine oder andere Forscher noch Spezialwünsche haben — z. B. ein liebevolles Eingehen und Versenken in die völkische Seele in ihren Sitten, Lebens- und Sprachäußerungen und Dialekteigentümlichkeiten, — an sich ja auch etwas, was ein echtes Philologenherz erfreut, und die gehaltvolle Arbeit noch wertvoller gestaltet und mit Reiz gefüllt hätte. Aber wir können nicht gar zu viel verlangen und unbescheiden sein. Es ist schon ja mehr als genug geleistet worden. Und wir freuen uns auf weitere Arbeiten des emsigen Historikers, die ganz entschieden eine Bereicherung der Geschichte unseres Bistumslandes bedeuten, beachtenswerte Bausteine sind, die sich in das Gesamtbild der Heimatlunde und Provinzialgeschichte als mosaikartiges Gefüge eingliedern. Denn wir wissen sehr wohl, daß der verdienstvolle Autor mit seinem heißglühenden Heimat Herzen so recht erfüllt gewesen ist von dem wahrhaft schönen, klassischen Ovidwort: „Nam pius est scribere facta patriae labor.“ —

³⁾ Nur eins möchte ich hier noch ergänzend bemerken: Auf Seite 20, Anmerkung, behauptet Pfizner, daß er für die daselbst zitierte Zuckmantler Grenzbeschreibung aus der Herzogszeit keinen genaueren, chronikalischen Anhalt gefunden habe. In meinen Aufzeichnungen steht über diesen mir auch bekannten Zuckmantler Grenzbrief das Jahr 1330: (tera 2 da infra octavam fest. Corporis Christi). Die von Pfizner zitierte Kopie aus den Urtsakten ist allerdings etwas verändert. — Der Dürr-Kunzendorfer Bauer Nikel Kühnel „mit der Vogelfeise“ vom Jahre 1377 erklärt sich doch auch sehr einfach, ohne daß mir in der erhofften Ziegenhalser Geschichte Aufschluß

Oppeln Werbegang. Ein kurzer Abriß der Stadtgeschichte, auf Grund archivalischer Quellen und einschlägiger Literatur, verfaßt von Alfred Steinert, Oppeln, 1924.

Der Verfasser beschäftigt sich schon längere Zeit mit der Geschichte von Oppeln und hat schon manches schöne Werk geschaffen. Auch das vorliegende Büchlein, 30 Seiten umfassend, ist klar und lichtvoll, unparteiisch und interessant geschrieben. Gleich zu Anfang ist das eindrucksvolle Bild von Oppeln vom Jahre 1680 abgedruckt. Die Geschichte von Oppeln wird in vier Abschnitte zerlegt, die Pfandenzeit 1163—1532, Pfandherrschaft bis 1666, österreichische Zeit bis 1740, preussische Zeit bis heute. Oppeln hat durch Brände unglaublich viel Elend durchgemacht. Jetzt steht es als Hauptstadt der Provinz Oberschlesien glanzvoll da, soeben ist die zweite Pfarrkirche von gewaltigem Umfang eingeweiht worden. Wir geben dem Verfasser Recht, wenn er am Schluß sagt: „Als Provinzhauptstadt hat Oppeln die schwere, aber ideale Aufgabe, dafür zu sorgen, daß Deutsch-Oberschlesien vom übrigen Deutschland gebührend bewertet und anerkannt wird.“

Dr. Ch.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Namens des Vereins von R. Wutke-Breslau, Ferdinand Hirt 1921. 55. Band.

Der Inhalt ist folgender: Holtei und Obernigk von B. Lengfelder. Als Berichterstatter dieses das Gymnasium in Breslau 1874 besuchte, machten mehrere Klassen einen Ausflug nach Obernigk, Oberlehrer Dr. Slawitzki führte uns dabei zum Hause Holtei. Nicht lange darauf starb der liebenswürdige Dichter im Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau. Er war nicht Katholik, wie die Geschichte der deutschen Literatur von Gustav Brugier 1904, S. 692 angibt, sondern Protestant.

Rnötzel gibt die Entwicklung des Typus der hl. Hedwig in der Kunst, Göbel behandelt die Brierger Straßen, Straßennamen — es gibt hier auch einen Weinberg, wie z. B. in Krappitz ein Weinberg, in Ober-Glogau eine Weingasse vorhanden ist.

Slawitzki zeigt, wie die früher beliebten Intelligenzblätter allmählich verschwunden sind. Laubert behandelt die Haft des polnischen Generals Uminski in Glogau und seine Flucht. Wutke die angebliche Zollprivilegien von Neustadt D.-S. Lasowski: Die Breslauer und der Kreuzablaß gegen Georg Podiebrad von Böhmen 1467—1470. Das Verhältnis der Stadt Breslau zu König Georg gehört in mehrfacher Hinsicht zu den interessantesten Kapiteln der schlesischen Geschichte. Die Breslauer ruhten nicht, bis ihnen im Kampfe gegen den verhassten König als ultima ratio der Kreuzablaß vom Papste bewilligt war, dieselben Breslauer, welche fünfzig Jahre später samt und sonders von der Kirche abfielen. Angenehm berührt das maßvolle Urteil des in der Geschichte jener Zeit wohlbewanderten Verfassers. — Die weltliche Stellung des Abtes von Leubus, von B. Seidel. Diese gestaltete sich zu einer fürstlichen Stellung. Die zahlreichen unechten Urkunden des Klosters haben, wenn ihre zeitliche Entstehung festgestellt wird, denselben Wert wie die echten Urkunden zur Kenntnis der Vergangenheit.

Dr. Ch.

darüber und über ihn zu erwarten und suchen brauchen. Noch heute hat jeder Besitzer dieses Ortes einen Spitz- oder Spottnamen. Ein solcher Fall liegt eben hier auch vor, so daß es schon in alter Zeit so gehandhabt wurde. Kühnel war demnach ein eifriger Vogelfänger! Er scheint natürlich identisch zu sein mit dem auch 1330 Genannten! (Unter der Seife versteht man den Vogelleim, in welchen man die Spille taucht!)

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Herausgegeben von Konrad Wutke. Bd. 56, 57 und 58. Breslau 1922, 1923, 1924. Verlag Ferdinand Hirt.

Der Verein für Geschichte Schlesiens mußte in den letzten Jahren den Umfang seiner Zeitschrift leider einschränken. Wir heben aus dem wertvollen Inhalt der drei letzten Bände jene Beiträge heraus, die den ober-schlesischen Geschichtsreund besonders interessieren dürften. Prof. R. Polkmann, den die Breslauer Universität leider an Halle verloren hat, rückt in Bd. 56 den Polenfeldzug Friedrich Barbarossas vom Jahre 1157 in eine neue scharfe Beleuchtung. Unter Heranziehung einer bisher wenig beachteten Quelle, des Carmen de Frederico stellt H. in eindringender Analyse fest, daß die Urteile der polnischen Geschichtsschreibung über den Verlauf und die Folgen dieses Feldzuges auf der tendentiösen und unzuverlässigen Polenchronik des Vincenz von Krakau (Vincentz Kadlubek) beruhen. In Wirklichkeit gehört dieser Feldzug zu den wichtigsten politischen Unternehmungen des Kaisers und endigte mit einem vollen Erfolge. Bald nach dem Polenfeldzug zog Friedrich Barbarossa nach Italien, wo er von 1158—62 blieb. Zurückgekehrt wandte er sich den durch die Eidbrüche Boleslaus IV. (Krasnopf) unerledigt gebliebenen polnischen Verhältnissen zu. Der eidbrüchige Polenherzog wird 1163 gezwungen, Schlesien den Söhnen seines von ihm vertriebenen älteren Bruders Wladislaw II. herauszugeben. H. darf also zusammenfassend sagen, daß Schlesien nicht der Güte des polnischen Großfürsten, sondern dem energischen Eingreifen des deutschen Kaisers seine staatlich-politische Sonderstellung unter eignen Herzögen aus dem Pfandenhaus verdankt. — Mit aufrichtiger Freude wird jeder Schlesier die warmherzige, geschriebene Darstellung lesen, die M. Schimmelpfennig von dem in den ersten Kriegswochen dahingegangenen früheren Oberpräsidenten von Schlesien Graf Robert von Zedlitz und Trützschler gibt. Graf Zedlitz gehört zu jenen vorbildlichen Repräsentanten des preussischen Beamtentums, die äußerste Hingabe an ihr Amt und sachliche Tüchtigkeit mit den lebenswürdigsten Formen und hoher seelischer Kultur zu verbinden wußten. Und so steht das Bild dieses wahren Edelmannes wohl in allen Kreisen und bei allen Parteien in leuchtender Erinnerung. Graf Zedlitz hat fast sein ganzes langes Leben — ausgenommen nur seine Posener, Berliner und Kasseler Tätigkeit — als Privatmann und als Staatsbeamter seiner geliebten schlesischen Heimat gewidmet. In Oberschlesien ist er durch sein Wirken als Regierungspräsident von Oppeln (1881 bis 84) und als Oberpräsident von Schlesien (1903—1910) unvergessen. Auf jedem Posten, auf den ihn seines Königs Wille rief, hat er das wahr gemacht, was er 1905 in einem vertraulichen Brief an den damaligen Minister des Inneren v. Bethmann-Hollweg die köstlichste Aufgabe des Verwaltungsbeamten nannte: „Jedermann, dem König wie dem Bettler, zu dienen.“ — Bd. 57 enthält u. a. die umfangreiche Arbeit von Religionslehrer August Müller (Teplitz) über die Geschichte der Gemeinde Neunz, Kr. Reiffe, die bis zum Jahre 1758 geführt ist. Die Fortsetzung ist in dem Gesamtwerk des um die schlesische Heimatgeschichte hochverdienten Verfassers über Neunz zu finden (erschienen 1922 bei Nischkowsky, Breslau). Prof. Laubert berichtet im gleichen Band (S. 114—17) einiges über den Professor Adalbert Cybulski, der den vom König Friedrich Wilhelm IV. durch Kabinettsordre vom 15. Januar 1841 geschaffenen Lehrstuhl für slawische Sprachen und Literatur an der Breslauer Universität von 1860—67 innehatte. — Aus Bd. 58 nennen wir die kritische Untersuchung zur ältesten Geschichte von Zudmantel (S. 1—16). Der Verfasser ist Dr. Josef Pfizner, aus dessen fleißiger Feder die neueste Geschichte der freien Bergstadt Zudmantel stammt (Zudmantel 1924, Verlag der Stadtgemeinde Zudmantel. Vergl. die Besprechung in diesem Jahrbuch). Pfizner erhärtet in dem genannten Aufsatz das Jahr 1224 quellenmäßig als das Gründungsjahr der Stadt.

Dr. L.

Aus Oberschlesiens Vergangenheit. Beiträge zur schlesischen Geschichte. Herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. Gleiwitz 1921. Heimatverlag Oberschlesien.

Die Beiträge rühren her von verschiedenen Verfassern und behandeln das Deutschtum in Oberschlesien von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Nach Dr. Wendi leisteten die polnischen Könige dreimal, 1335, 1339 und 1372, feierlich Verzicht auf Schlesien, nach Dr. Jahn bewohnten die germanischen Vandalen Oberschlesien bis 400, nach Holzmann ruht die gesamte Kultur Oberschlesiens auf deutschrechtlicher Grundlage. Nach Wutke waren 213 meist Kirchorte zu deutschem Recht angelegt. Die ober-schlesischen Pfarreien (Seppelt) und Städte (Schwarzer), die Kunst (Knötel), das Kloster Rauden (Klapper) gingen von Deutschen aus. Auch die Gegenwart kommt zu ihrem Recht: ober-schlesische Stadtgeschichte (Randt), Eichendorffs Heimat (Nowak), Kardinal Diepenbrock (Kastner), kirchliche Verhältnisse im ober-schlesischen Industriegebiet (Skotnik), Graf Reden (Wutke), Ablaß und Kirmes in Oberschlesien (Chrzascz).

Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart. Heft 1 herausgegeben von Archivrat Dr. Voewe, Heft 2 herausgegeben von Staatsarchivar Dr. Randt. Gleiwitz 1922. Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H.

Diese beiden Hefte stellen eine Fundgrube heimatgeschichtlicher Erkenntnis dar. Lose auseinandergerichtet berichten verschiedene Verfasser in 11 Aufsätzen über mannigfaltige Fragen aus der Vergangenheit und Gegenwart Oberschlesiens. Es würde zu weit führen, über den Inhalt jedes einzelnen Beitrages besonders zu referieren. Sie sind nicht gleichwertig, aber immer interessant und lesenswert. Ich lasse hier die einzelnen Themen folgen: Heft 1: Randt, Neue Quellen zur Kenntnis der nationalen Herkunft des ober-schlesischen Adels; Schubert, Schlesien im Rahmen der Ostmarkenfrage; Klawitter, 100 Jahre preussische Volksschulpolitik in O.-S.; Andrae, Gestalten des ober-schlesischen Adels; Valentin, Das Recht der Minderheiten im nationalen Staat. Heft 2: Klapper, Kirchliches Leben in Oberschlesien vor 500 Jahren; Kastner, Vom Geiste Bernhard Bogedains; Schwenter, Die kirchengeschichtliche Zusammengehörigkeit der evangelischen Kirche Oberschlesiens mit der Gesamtschlesiens; Schumacher, Oberschlesien ein Wirtschaftspfeiler Deutschlands; Loebner, Die Folgen der Teilung des ober-schlesischen Industriebezirks; Randt, Prof. Parisch über Oberschlesien. — In Heft 2 nehmen die wirtschaftspolitischen Beiträge einen breiten Raum ein. Für die Heimatgeschichte kommen nur die drei ersten Aufsätze in Betracht. Am wertvollsten erscheint mir die Studie von Klapper über Bruder Nikolaus von Kosel. Denn sie führt uns in ein ziemlich unbekanntes Gebiet, in die Kultur und Bildungsgeschichte Oberschlesiens im Mittelalter. Dieser Franziskanerbruder hat uns eine um 1416/17 geschriebene Sammlung von Notizen über Ordensleben und Ordenskämpfe, Sittenlehre, Medizin, Bauernregeln, Sprichwörter, Predigten, Legenden, Hymnen, Lieder und vor allem eine Reihe liturgischer Angaben hinterlassen. Nirgends ist uns mit gleicher Treue ein Bild vom Gottesdienst unseres deutschen Ostens überliefert, wie in dieser Handschrift des Bruder Nikolaus in der Breslauer Universitätsbibliothek. Es ist tatsächlich ein deutscher Gottesdienst. Deutsch ist die Predigt, deutsch die Volksgebete und Lieder. Kl. gibt wundervolle Proben dieser mittelalterlichen Gebete und Lieder. Als ober-schlesischer Wirkungskreis des Bruder Nikolaus kommen Ober-Glogau und Oppeln in Frage. — Den Breslauer Weihbischof Bogedain kennen wir schon aus dem Werk des verstorbenen Archivdirektors Jungnitz über die Breslauer Weihbischofe und aus den Lebenserinnerungen des bekannten Schulmannes Lorenz Kellner, der mit B. eng befreundet war. Auf diese beiden Quellen gestützt, widmet Kastner ein an-

ziehendes Bild des edlen Mannes und Priesters. Sein Wirken und sein Schaffen sind ein vollgültiger Beweis dafür, daß vor dem Einsetzen der nationalpolnischen Propaganda „polnisch-nationale Sympathien in Oberschlesien nicht vorhanden waren“ (S. 24). Sehr interessant sind die Ausführungen des verdienten Kenners und Erforschers der evangelischen Kirchengeschichte Oberschlesiens, des Pastors Lic. theol. Schwender. Die Reformation kam nach Oberschlesien vom Westen her, getragen von den deutschen Hohenzollern Georg v. Brandenburg und seinem Sohne Georg Friedrich. „Es lassen sich keinerlei Verbindungslinien zwischen der Reformation in Oberschlesien und der in Polen feststellen“ (S. 31). Auch die Gegenreformation kam vom Westen her. Schw. verfolgt die Entwicklung der evangelischen Kirche in Oberschlesien bis zur Gegenwart und weist nach, daß niemals unter den evangelischen Oberschlesiern, auch polnischer Zunge, irgend eine Tendenz zu der nationalpolnischen Idee zu bemerken gewesen sei.

Dr. L.

Was muß jedermann über Oberschlesien wissen? Von J. Monte-Kurpium. Heimatverlag Oberschlesien. 1924.

Oberschlesien hatte bisher mit Unrecht keinen guten Klang. Erst die Not der Zeit, die großartigen Leistungen Oberschlesiens in der Kriegswirtschaft, besonders die alles überragende Bedeutung der Kohle für ganz Deutschland, haben das Land in das günstigste Licht gestellt. Der Verfasser steht auf festen Unterlagen der Geschichte und der Wirklichkeit, wenn er in dem Büchlein mit köstlicher Liebe zu Oberschlesien, Land und Leute, Kultur des Landes, die einzelnen Zweige der Volkswirtschaft darstellt. Der Schluß lautet: Deutschland kann ohne Oberschlesien nicht leben. Das Werk kann als Ergänzung des übrigens ausgezeichneten, älteren „Führers durch Oberschlesien“, der im Verlag des „Oberschlesiens“ in Oppeln 1920 erschienen ist, dienen.

Dr. Ch.

Wohin muß Oberschlesien politisch gehören, wenn seine industrielle Produktivität am größten werden soll? Von Bergrat J. Westphal. Gleiwitz, Heimatverlag, Oberschlesien 1921.

Das Werk unterrichtet über die wirtschaftlichen Aussichten Oberschlesiens. Im Jahre 1781 hatte der alte Kreis Benthien, der jetzt in die Landkreise Benthien, Rattowitz, Tarnowitz, Zabrze, die Stadtkreise Benthien, Rattowitz und Königshütte, also in 7 Kreise zerfällt, 12 319 Einwohner, im Jahre 1910 aber rund 750 000! Welch eine Entwicklung! Diese wird nur in Bezug auf Steinkohle, Eisen, Zink, Blei, Zement des Näheren dargestellt. Der ober-schlesische Arbeiter ist nach dem Urteil des Verfassers fleißig, willig, zu großen Kräfteleistung befähigt und ausdauernd, was ihm aber fehlt, ist die Befähigung zu feiner präziser Arbeit. Eine bessere Lehrlingsausbildung würde die Präzisionsarbeit steigern. Der Verfasser hat den Wunsch, Polen wäre ein befreundeter Staat, mit welchem regster Güteraustausch zu beiderseitigem Nutzen in möglichst großem Umfang stattfindet.

Dr. Ch.

Die wirtschaftlichen Aussichten Oberschlesiens im polnischen Staatsverband. Von Dipl.-Ingenieur A. Tupper. Gleiwitz 1921, Heimatverlag Oberschlesien.

Der Verfasser zeigt, wie sehr die Zukunft der Industrie und damit des ganzen Landes im polnischen Staate in Frage gestellt wurde. Er vergleicht Oberschlesien und Polen und das Verhältnis beider zu einander sehr eingehend. In Polen fehlt es an tüchtigen Beamten, dagegen ist das Arbeitsheer zu groß und ungeübt. Nur bei Deutschland ist nach dem Ergebnis der Untersuchungen des Verfassers Oberschlesiens Zukunft gesichert.

Dr. Ch.

Maifig, Die polnische politische Propaganda in Oberschlesien und die deutsche Abwehr. 2. Auflage. Heimatverlag Oberschlesien. Gleiwitz 1924. 32 Seiten.

Die vorliegende Schrift ist, wie es in der Vorrede heißt, geschrieben im Juni 1921 während des polnischen Aufstandes in der von den Franzosen besetzten und von bewaffneten polnischen Banden ringsum eingeschlossenen Stadt Gleiwitz. Die Arbeit ist darauf eingestellt, vom Gegner zu lernen. Der Verfasser gibt nun eine historische Übersicht der polnischen Propaganda in Oberschlesien. Es wird eingehend das polnische Rüstzeug und der deutsche Gegenstoß dargestellt. Einen Satz heben wir hervor: „Es gibt noch immer Deutsche, die bei jeder Gelegenheit die polnische Minderwertigkeit unterstreichen, Oberschlesien „Oberpodolien“ nennen und etwa behaupten, der Pole sei schmutzig, verlaust und faul und könne nicht organisieren . . . Solche Sätze taugen nicht für wissenschaftliche Abhandlungen und nicht für werbende Tätigkeit.“ Der Verfasser will beiden Parteien gerecht werden und dabei die Deutschen aufmerksam machen, wo und wie sie die polnische Propaganda überwinden können. Die Schrift ist im ruhigen, verständlichen Geiste geschrieben.

Dr. Th.

27. Jahresbericht des Meißner Kunst- und Altertumsvereins 1923.

Der Meißner Kunst- und Altertumsverein hatte für das Jubiläumsjahr 1923 die Herausgabe verschiedener literarischer Arbeiten vorbereitet. Die bekannte Ungunst der Verhältnisse ließ die schönen Pläne leider nicht zur Ausführung kommen. Nur der Vortrag, den der unermüdete Vorsitzende des Vereins, Geh. Justizrat Dr. Dittrich, anlässlich des 25 jährigen Vereinsjubiläums im Oktober 1922 über das Alt-Meißner Kunstgewerbe gehalten hatte, konnte gedruckt werden. Er bildet, mit den Reproduktionen der Grottkauer Monstranz des Meisters Martin Vogelshund (1701—1736) und einer keramischen Brumfschüssel (um 1550) geschmückt, den 27. Jahresbericht des Vereins. Die Darstellung selbst mußte sich auf das Wesentlichste beschränken, gibt aber eine sehr klare Übersicht über das ungemein reiche kunstgewerbliche Leben und Schaffen Meißens in den vergangenen Jahrhunderten. — Auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst nahm M. unter allen schles. Mittelstädten den ersten Platz ein. Vom 14. Jahrhundert angefangen bis in die Neuzeit hinein lassen sich hervorragende Goldschmiede in Meisse nachweisen. Eine Anzahl Meister wanderten von Süddeutschland ein, besonders von Augsburg her, wo die Goldschmiedekunst stets in hoher Blüte stand. Auch der Zinnguß, dessen Blütezeit für Schlesien in das ausgehende 15. und beginnende 16. Jahrhundert fällt, zählte in Meisse bis in das 19. Jahrhundert hinein tüchtige Meister. Einige hatten auch als Glockengießer einen bedeutenden Ruf, so der Meister Jörg (um 1419) und Bartolomäus Lindenrat, der Schöpfer der großen Jakobiglode in Meisse, der Patzschauer „Maria“ und vieler anderer Glocken. Für den hohen Stand der Meißner Schmiedekunst zeugt noch heute die Eisenlaube des Jogen. Schönen Brunnens des bischöflichen Münzwerkmeisters und Hofschlossers Wilhelm Hellenweg (1686). Ganz kurz erwähnt der Verf. dann noch die Meißner Holz- und Steinplastik, die Baukunst, den Leberschnitt, die Keramik und die Buchdruckerkunst. Das 19. Jahrhundert erweist sich auch für das Meißner Kunstgewerbe als Periode des Verfalls und der Geschmackslosigkeit. Erfreuliche Ansätze einer Neubelebung und Vertiefung beginnen sich zu zeigen. Hoffentlich befruchtet sich Meisse nicht vergebens auf die alten Traditionen. Die Ausstellung für Christliche Kunst im Herbst 1923 und 1924 anlässlich der beiden ersten Ostdeutschen Hochschulwochen waren ein verheißungsvoller Anfang.

Dr. L.

Walthar Ziesemer, Die ostpreussischen Mundarten. Breslau 1924, Verlag J. Hirt.

Der Wert der Mundarten wird in einem immer steigenden Umfange erkannt. Diesem Umfange wird seitens der Mundartenforschung Rechnung getragen, und es er-

scheinen aus diesem Forschungsgebiete Bücher, die auch dem Nichtfachmann etwas bedeuten und doch bis ins kleinste auf wissenschaftlicher Vorarbeit beruhen. Solch ein Werk ist das Buch von Ziesemer. Auf 96 Seiten werden uns zunächst Textproben in Prosa und in Poesie gegeben, darunter auch Volksmärchen und Lieder. Dann folgt auf 36 Seiten eine sehr klare Darstellung der Mundarten. Da sich in den Mundarten die Geschichte eines Landes wieder spiegelt, so entrollt der Verfasser vor unseren Augen ein Bild von der Besiedlung Preußens. Die Siedlungsgeschichte bringt für Nichtostpreußen so manches Überraschende. Uns Schlesier fesselt dabei die engen Beziehungen zwischen unserer Heimat und Ostpreußen. Bereits frühzeitig lassen sich Bürger schlesischer Herkunft in den Städten des Kulmerlandes nachweisen. Vor allem hat Bischof Eberhard von Reisse — 1300 bis 1325 — schlesische Kolonisten ins Land gezogen. Wie überhaupt die Besiedlung des Ermlandes nicht ein Werk des deutschen Ordens, sondern der Kirche war. Während der Ordenszeit ist eine Besiedlung aus zwei verschiedenen Sprachgebieten festzustellen, die für die Entwicklung der ostpreussischen Mundarten maßgebend geworden ist. Mitteldeutsche kamen nach dem Kulmerland, Pommern, Oberland und dem mittleren Ermland. Sie bildeten ein sprachliches Ganzes, die noch heute bestehende mitteldeutsche Sprachinsel in Ostpreußen. Diese Mundart wird das Hochpreussische genannt und unterscheidet sich deutlich in das Ermländische — Breslauische — im Osten und das Oberländische im Westen. Die übrigen Gegenden bilden die Grundlage des Niederpreussischen. Die Mundarten der späteren Einwanderung wie der mennonitischen Niederländer, der Schweizer und der Salzburger sind bis auf geringe Spuren aufgefangen worden.

Für die Pflege der ostpreussischen Mundarten in der Schule ist das Werk Ziesemers ein willkommenes Hilfsmittel. Es wäre nur zu wünschen, daß wir für die schlesischen Mundarten auch eine ähnliche Darstellung mit Proben bekommen.

Dr. M.

Hanisch, Geschichte Polens. Verlag R. Schroeder, Bonn 1923. 6 und 8 M.

Unter dem Titel „Die Geschichte Polens“ erschien vor Jahresfrist (1923) im Verlag von Kurt Schroeder in Bonn ein Werk, dessen Verfasser Dr. Erdmann Hanisch, Privatdozent für Slavistik an der Universität Breslau ist. Auf 351 Seiten Text in Großoktav, zieht die Geschichte Polens von den ältesten Zeiten bis zur Wiederaufrichtung des Reiches an unserem geistigen Auge vorüber. Der Verfasser wendet sich mit seiner Darstellung an den gebildeten deutschen Leser. Es ist freilich bei der geringen Verbreitung slawischer Sprachkenntnisse, die man selbst im Osten Deutschlands unter den Gebildeten wahrnimmt, zu befürchten, daß sich mancher Leser vom Inhalt des Buches infolge der seinem Ohr fremd klingenden polnischen Namen, die in diesem Werke naturgemäß sehr oft vorkommen, wenig angezogen fühlen wird. Trotzdem ist die Lektüre des Buches sehr empfehlenswert, besonders für uns in Deutschland, wo über die Vergangenheit der Polen, Russen und Tschechen so wenig bekannt ist. Es werden dort viele Fragen ausführlich erörtert, die wie die Frage der Einrichtung des Erzbistums Gnesen und seiner Zerstörung von Magdeburg oder die Kämpfe zwischen dem deutschen Ritterorden und den Polen auch ein Teil der deutschen Geschichte sind, oder die Frage der Entstehung des polnischen Adels, die Gründe für den inneren Verfall und den Untergang des Reiches, die jeden, der sich für Geschichte überhaupt interessiert, zum Studium anregen müssen. Nach den wesentlichen Tendenzen der betreffenden Zeitabschnitte hat Hanisch die Geschichte Polens in geschichtlicher Weise in 7 Kapitel gegliedert. Im ersten Abschnitt „Die Begründer des Reiches“ führt er uns in die älteste Zeit

unter den ersten polnischen Fürsten. Die nächsten vier Kapitel behandeln die Ständefrage, die litauische, die Ostseefrage und die Türkenfrage, während der sechste Abschnitt den Untergang des Reiches und der siebente die Kämpfe um die Wiedererrichtung Polens behandelt.

Interessant ist es, dem Verfasser, der in seiner gedrängten Darstellung doch recht viel sagt, zu folgen, wenn er in die dunkelsten Zeiten hineinleuchtet, z. B. die Zeit der Christianisierung des Landes, und dabei den ischen Einfluss, aber auch den deutschen Anteil darlegt. Bisweilen wirkt noch die veraltete Methode störend, nach der der Verfasser die Geschichte der Dynastien und ihrer Kämpfe um die Erreichung ihrer ehrgeizigen Ziele behandelt, wir wollen heutzutage eine größere Berücksichtigung der Kulturgeschichte. Der Verleger hätte sich ferner dazu entschließen müssen, Karten mit den öfter genannten Ortsnamen dem Werke beizufügen. Ich vermute, daß die Ungunst der Zeitverhältnisse (das Buch erschien in der Inflationszeit) die Erfüllung solchen Wunsches unmöglich machte. Lobend ist hervorzuheben die Deutlichkeit der Entwicklungszusammenhänge bis zur Gegenwart, auch das Bestreben des Verfassers, objektiv zu sein. In der Literaturangabe zählt der Verf. nicht nur die deutschen, sondern auch die polnischen Werke über die Geschichte Polens auf; sehr wertvoll sind die ausführlichen Anmerkungen am Ende des Werkes: in ihnen werden manche Probleme erläutert und alle Schriften deutscher und polnischer Gelehrter über die einzelnen Probleme angeführt. In den Anmerkungen zeigt Hanisch oft, daß er auch zu den deutschen Gelehrten gehört, die an der Erforschung der polnischen Geschichte gearbeitet haben. Hier merkt man auch, wie groß der Anteil der deutschen Gelehrten an der Erforschung der Geschichte Polens ist. Ein Personen- und Sachregister ist dem Werk auch beigegeben. Geringer Wert besitzt der Literaturnachweis, da er unvollständig ist. Die älteren Werke hätten nicht angeführt zu werden brauchen, zumal sie meist unzugänglich sind, dagegen hätten die Erscheinungen der letzten Jahrzehnte, soweit sie von Interesse sind, genannt werden müssen.

Hier möchte ich noch darauf hinweisen, daß Hanisch auch das Werk eines ober-schlesischen Gelehrten, des Archiddirektors Dr. Ziwier, erwähnt, dessen „Landeskunde Polens“ 1917 bei Berthes in Gotha erschien. Die Leser erinnern sich gewiß noch des Auftrages von Ziwier „Über die Beziehungen Oberschlesiens zu Polen“ im Sonderheft der Oberschlesischen Heimat, „Wissenschaftliche Aufgaben in Oberschlesien“ vom Jahre 1922.

Möge das verdienstvolle Buch von Hanisch den Weg in recht viele Bibliotheken finden und von denen, für die es der Verf. geschrieben hat, fleißig gelesen werden.

Dr. R.

J. Müller, Die Polen in der öffentlichen Meinung Deutschlands 1830—32. Marburg a. L. — 1923. Elwert.

Die Aufmerksamkeit der Historiker wendet sich gerade in den letzten Jahren mehr wie je dem Wesen und Werden der sogen. öffentlichen Meinung zu. Eine ganze Anzahl Untersuchungen zu diesem Thema sind bereits erschienen. Die öffentliche Meinung ist ja auch tatsächlich in ihrer Bedeutung als politischer Faktor mit der gewaltigen Ausdehnung des Pressewesens mächtig gewachsen, wenigstens extensiv. — Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung möchte auch das Büchlein von J. Müller sein. Es beschäftigt uns im Rahmen unseres Jahrbuches deshalb, weil der Verfasser die Stellung der Polen in der öffentlichen Meinung Deutschlands behandelt. Leider beschränkt er seine Untersuchung nur auf einen kurzen, wenn auch überaus interessanten Zeitraum (1830—32). Es wäre eine sehr dankenswerte Aufgabe, die Abwandlung der deutschen öffentlichen Meinung über unseren östlichen Nachbarn durch das ganze letzte Jahr-

hundert zu verfolgen. Aber auch diese Teiluntersuchung ist in ihrem Ergebnis ungemein lehrreich und merkwürdig. Merkwürdig vor allem im Hinblick auf das, was wir in den letzten Jahren selbst erlebt haben. — Auf dem Wiener Kongreß war das sogen. Kongreßpolen geschaffen worden, ein mit Rußland durch Personalunion verbundenes, aber mit Ausnahme der Rußland vorbehaltenen Leitung der auswärtigen Politik ziemlich selbständiges Königreich. Aber die Polen wollten diesen halben Zustand nicht ertragen, sie sehnten sich nach der unumschränkten nationalen Freiheit und nach der Vereinigung mit den Gebieten des alten polnischen Reiches bis Litauen. Dazu kam der Druck des despotisch herrschenden Statthalters Konstantin, eines Bruders des persönlich lebenswürdigen Zaren Alexander. Der Novemberaufstand vom Jahre 1830 sollte die ersehnte Freiheit bringen. Er endigte mit einem völligen Mißerfolg. Polen verlor seine Verfassung und seine Armee. Es wurde in ein russisches Generalgouvernement umgewandelt. Das Schicksal Polens wurde damals viel diskutiert und bedauert. Besonders das Volk lauſchte gern den Erzählungen von den heldenmütigen Freiheitskämpfen selbst der polnischen Frauen und Kinder. Die Regierungen, die die politischen Zusammenhänge dieser Revolution mit den übrigen Gärungsercheinungen des vormärzlichen Europa genauer kannten, dachten nüchterner. — In Deutschland trugen verschiedene Umstände dazu bei, die Polen im verklärenden Lichte der Vorkämpfer für „Freiheit und Gerechtigkeit“ Europas zu sehen. Man kann für diese Jahre von einem förmlichen Polenenthusiasmus in Deutschland sprechen. Die aus Polen flüchtenden Revolutionäre wurden in den deutschen Städten mit rührender Liebe aufgenommen und aufs höchste gefeiert. Die liberale Presse, besonders am Rhein und in Süddeutschland, setzte sich mit einem erstaunlichen Eifer für die polnische Sache ein. Eine ganze Reihe von Flugſchriften und größeren Werken erschienen, die für Polen Stimmung zu machen versuchten. Neben den leidenschaftlichen Polenfreunden R. D. Spazier, einem gebürtigen Leipziger, und H. Paul Harring, einem Holsteiner, trat sogar ein Mann wie Friedrich von Raumer in seiner Schrift „Polens Untergang“ (1831) als Anwalt des polnischen Volkes auf. Allenthalben bildeten sich sogen. Polenvereine zur Unterstützung der geflüchteten Polen. Man veranstaltete Konzerte und Theateraufführungen zu dem gleichen Zwecke. „Die Bilder von Chopin, Lelewel, Dwernicki, Skrzyncecki und vor allem das Bild des heldenhaften Gräfin Cecilie Plater war in allen Händen, überall hörte man die polnischen Lieder und Märsche singen und spielen“, so berichtet Fanny Lewald in ihrer Lebensgeschichte selbst aus den gesellschaftlichen Kreisen Berlins. Die deutschen Dichter u. a. Uhland, Heine, Chamisso, Holty, Herwegh, Platen trieben einen förmlichen Polenkult. — Für uns Oberschlesier hat das Buch nicht nur ein historisches Interesse, sondern auch eine aktuelle und praktische Bedeutung. Der Verf. weist ausdrücklich darauf hin, daß „ein Zunehmen der Stärke des Polenenthusiasmus mit dem Radius der Entfernung von der polnischen Grenze zu bemerken sei.“ Hätten die von polnischer Seite immer wieder behaupteten inneren Zusammenhänge zwischen Polen und Oberschlesien wirklich bestanden, dann hätten gerade in diesen Jahren der allgemeinen Polenschwärmerei die nationalen Sympathien des ober-schlesischen Volkes für Polen sich elementar bemerkbar machen müssen. Nun wissen wir aber aus zeitgenössischen Berichten, daß das nicht der Fall war. Im Gegenteil, die Oberschlesier zeigten eine gänzliche Indifferenz gegenüber den Vorgängen in Polen. „Die Polen halten unsere polnisch sprechenden Landsleute für schlechte Patrioten und denken an keine Verbindung mit ihnen“, so berichtete unter dem 12. Dezember 1831 der Arzt Dr. Laband aus Tarnowitz an den Regierungspräsidenten in Oppeln G. Th. v. Hippel. (Vergl. Schles. Geschichtsblätter 1922, S. 22). Dr. R.

Ad. Stender-Petersen, Die Schulkomödien des Paters Franziszek Bohomolec S. J. Band 8 der Sammlung Slavica von Murko. Heidelberg 1923. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Oktav. 430 S.

Der vorliegende Band, ein literarhistorischer Beitrag zur Geschichte der modernen polnischen Komödie wird als Spezialarbeit auf dem Gebiete der Slavistik in erster Linie Fachgelehrte, also Slawisten, interessieren. Ihr Interesse werden der Arbeit des schwedischen Gelehrten auch alle diejenigen zuwenden, die ihre Kenntnisse von den Leistungen der Gesellschaft Jesu auf dem Gebiet der Schulkomödie und von den Beziehungen des Jesuiten Bohomolec, des Paters des polnischen Lustspiels, zu der Literatur der alten Römer, z. B. des Plautus, der Franzosen, Italiener erweitern wollen. Man muß über die Fülle des gebotenen Stoffes staunen; der Verfasser hat das Material für seine umfangreiche Arbeit erst auf weiten Reisen erworben, die ihn von seinem Wohnsitz Göttingen in Schweden bis nach Krakau und Wien führten. Nach einer kurzen Analyse der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur behandelt Stender-Petersen zuerst Bohomolec in seinem Verhältnis zum Drama des Jesuitenordens in Polen und Frankreich und beleuchtet seine Beziehungen zur lateinischen Komödie des Plautus. Ein längeres Kapitel ist der Frage gewidmet, inwieweit B. von Molière abhängig ist. In den übrigen Kapiteln werden die sonstigen Quellenverhältnisse bei B. behandelt, ebenso die Tendenz der Komödien und ihre literarische Bedeutung. Von vielen Stücken sind ausführliche Analysen gegeben, von verschiedenen sind die polnischen Texte des 18. Jahrhunderts den französischen oder lateinischen Texten ihrer Quellen gegenübergestellt. Die an sich gelehrte Arbeit hat u. a. den Vorzug einer volkstümlichen Darstellung und einer klaren Sprache und wird sich gewiß weit über den Kreis der Slawisten hinaus Freunde erwerben.

Dr. R.

Josef Leo Seifert, Literaturgeschichte der Tschechoslowaken, Südslawen und Bulgaren. Sammlung Kösel. Verlag Kösel & Pustet in Rempten. Oktav. 240 S.

Das Interesse der deutschen Leserschaft für das Geistesleben der Slawen ist in den letzten Jahren so gestiegen, daß sich der Verlag entschlossen hat, der schon vor längerer Zeit erschienenen Polnischen Literaturgeschichte von Geheimrat Switalski in Braunsberg dies genannte Bändchen aus der Feder des Wiener Gelehrten in der bekannten geschmackvollen Ausstattung folgen zu lassen. Das Buch wird allen denen gute Dienste leisten, die über die bei uns wenig bekannten Literaturen Aufklärung haben wollen. In Deutschland sind als Vertreter der tschechischen Literatur wohl nur Johann Hus und Amos Comenius bekannt, von ihnen hat Seifert freilich wenig gebracht, weil er sich vornahm, die ältere Zeit nur kurz und die neuere Zeit, die der letzten beiden Jahrhunderte, ausführlicher zu behandeln. Wir billigen durchaus diese Absicht, doch hätten wir gewünscht, daß nicht zu viele Namen von Dichtern, darunter viele Größen zweiten Ranges, die z. T. schon von ihren eignen Volksgenossen vergessen sind, behandelt wurden. Mit großen Erwartungen darf man an die Lektüre der Literaturgeschichte dieser kleinen Völker nicht herangehen, denn Selbständiges haben die Tschechen, Serbokroaten und Bulgaren auf keinem Gebiete geleistet.

Dr. R.

Eichendorff-Kalender. Ein romantisches Jahrbuch. Begründet u. herausgeg. von Wilh. Kofsch, München, Pareus & Co. 13.—15. Jahrg. (1922, 1923, 1924).

Wilhelm Kofsch, der verdiente Herausgeber der leider noch immer nicht abgeschlossenen großen Eichendorffausgabe, hat in vorliegendem Kalender ein Organ geschaffen, das nun schon seit anderthalb Jahrzehnten die Eichendorff-Forschung und die Pflege romantischer Dichtung anzuregen und zu fördern sucht. Tatsächlich gibt es da

noch sehr viel zu tun, und trotz der feinsinnigen Biographie Brandenburgs fehlt uns noch das Buch, das uns das Letzte sagt über Eichendorffs Menschen- und Künstlerum. Allerhand überkommene Einreihungen und Konstruktionen von Zusammenhängen wären noch nachzuprüfen und in ihrer Tragweite zu klären. Vor allem wäre es notwendig, ein klares Bild gewisser Persönlichkeiten zu gewinnen, die maßgebend in den Entwicklungsgang E.'s einzugreifen haben: unentbehrlich wäre z. B. eine brauchbare Gesamtdarstellung der Persönlichkeit und Gedankenwelt Adam Müllers; ja selbst über den Friedrich Schlegel der Wiener Periode fehlt eine ganz befriedigende Arbeit. Es ist daher außerordentlich dankenswert, daß der E.-Kalender bemüht, alle erreichbaren Bausteine beizutragen.

Naturgemäß handelt es sich da meistens um Kleinarbeit. Des Dichters Enkel, Karl v. Eichendorff, sammelt mit unermüdlichem Fleiß alles, auch das Geringfügigste und Entlegenste, was die persönlichen Verhältnisse oder Beziehungen seines Ahnen irgendwie beleuchten kann: Jahrgang XIII, S. 5 bringt eine Skizze über „E.'s Vater“ mit genauen, ins Einzelste gehenden Angaben wirtschaftlicher und familiärer Art; Jahrgang XV, S. 6 über „E.'s Familienleben.“ Alljährlich steuert derselbe auch die Lesende „Begegnungen und Gespräche mit E.; Urteile über ihn“ bei (XIII, 52; XIV, 33; XV, 38). Allerdings dürfte es doch zweifelhaft sein, ob die hier zusammengetragenen Zitate im Allgemeinen mehr als rein persönliches Interesse haben; sehr selten, daß auch einmal eine biographisch belangreichere Notiz mit unterläuft. Ewald Reinhard behandelt drei Persönlichkeiten „Aus dem Freundeskreise E.'s“: Graf Boeken (XIII, 15), Philipp Veit XIV, 58) und Adam Müller, von denen zumal der zweite eine anziehende und teilnahmvolle Darstellung erfährt, während der Aufsatz über Adam Müller die Kenntnis des Mannes eigentlich doch sehr wenig fördert.

Eine andere Reihe von Beiträgen bringt Einzeluntersuchungen über Eichendorffs Dichtungen. Martin Rodenbach schreibt über „die Technik in E.'s Novelle „Die Glücksritter“ (XIII, 26), eine hübsche, für die dichterischen Kunstmittel der Romantik aufschlußreiche Arbeit, an einem Einzelfalle grundlegende Dinge klärend; Hilda Schulhof über „E.'s Gelegenheitsgedichte“ (XIV, 42), zum größten Teil eine gefällige Zusammenstellung mit dem Nachweis der äußeren Zusammenhänge, manchmal aber doch auch die tiefere Lebenssphäre streifend; Karl v. Eichendorff endlich über „Eichendorffs Romanze „Das zerbrochene Ringlein“ (XV, 19). Ein Gesamtbild des Dichters und Menschen sucht Max Koch zu zeichnen in einer Rede „Zum Gedächtnis Josef von Eichendorffs“ aus dem Jahre 1907 (XIV, 5).

Zum Nützlichsten gehört die „Romantische Jahresrundschau“ des Herausgebers, eine verblüffend reichhaltige Aufzählung und Charakterisierung nahezu des gesamten Schrifttums, das irgendetwas mit der Romantik zu schaffen hat. Aber geschieht da nicht doch des Guten etwas gar zu viel? Wird nicht auch viel Gelegenheitschriftstellerei, die, für das Tagesbedürfnis einer Tageszeitung oder Monatschrift berechnet, der ernststen Forschung mit keinem Strich gedient hat, unnötig und verwirrend ans Licht gezogen?

Auf den übrigen Inhalt, meist aus romantischem Empfinden geborene Vers- und Prosaabichtungen oder kleine Beiträge zur Geschichte der Romantik, soll hier nicht näher eingegangen werden. Als Wunsch möchte zum Schluß ausgesprochen werden, daß die Ausstattung des Jahrbuches womöglich auf die gleiche Höhe gebracht werde, die den „Wächter“, die von dem gleichen Kreise getragene und im gleichen Verlage erscheinende Zeitschrift, auszeichnet.

P. Dr. S.



* Buchdruck 9. 2. 1896
 X Doppel 2. 2. 1921 mit
 Oskar Graf von Gradowitz
 Bibliotheksherr auf Slinern
 * Steinet bei Glatz 13. 12. 1889

Geunant a. D. des
 ehemal. 3. Garde-Regiments a. D.

* Steinfeld 15. 7. 1900



Stammtafel

der Freiherren von Eichendorff.

Christoph von Eichendorff

Hans von Eichendorff

Heinrich von Eichendorff

× mit R. von Lindenberg a. d. H. Marzahn

Burchard von Eichendorff

auf Zerbow

† ... 1631

× ... mit R. von Horn a. d. H. Schönnow und Groß-Nirchbaum.

Hartwig Erdmann Freiherr von Eichendorff

auf Deutsch-Krawarn, Rauten, Brblau und Sedlnitz

Fürstlichschl. und fürstl. Rauten. Rat. Oberlandrichter im Fürstentum Jägerndorf.
Lehnrechtsbesitzer im Markgrafentum Mähren, Kaiserl. Rat und Landeshauptmann im
Fürstentum Jägerndorf, wurde 1679 Freiherr
* Zerbow ... † ... 1682

× 1) ... 1653 mit Sibonie geb. Freiin von Paritz, Witwe des Franz Drilz Freiherrn von Paziska auf Sedlnitz
2) ... mit Anna Helene geb. Gräfin von Praßma, wieder verm. 1586 mit Max Ludwig Freiherrn von Jaroschin

Ferdinand Burchard Freiherr von Eichendorff

auf Deutsch-Krawarn, Rauten, Brblau und Sedlnitz

Kaiserl. und fürstl. Rauten. Rat, Landrechtsbesitzer im Fürstentum Jägerndorf.

* ... 1657, † D. Krawarn 27. 9. 1699

× ... mit Anna Hedwig Matuschka von Toppolezan

* ... 1653, † D. Krawarn 9. 9. 1716

Jakob

auf Deutsch-Krawarn, Rauten und Brblau

Kais. Rittmeister im Kürassier-Regiment Jung, fürstl. Rauten. Rat.
Landeshauptmann und Oberlandkammerer des Fürstent. Jägerndorf

* Pilgram ... † D. Krawarn 23. 1. 1667

× ... 1626 mit Veronika Maria Sedlnitz Freiin von Storkau

* um 1596, † nach 1653

Heinrich

lebt noch 1641

× ... mit Franziska Helene Kottulinsky von Kottulin
wieder verm. mit Heinrich Freiherrn von Tharouille auf Tharouille
Landeshauptmann des Bistums Breslau

Adolf

lebt noch 1641

Georg Wilhelm

auf Döbersdorf

† D. Krawarn 3. 6. 1688

× vor 1669 mit Anna Rosina Matuschka von Toppolezan

Georg Friedrich

× mit Anna Gräfin von Bedna

Maria Theresia Josefa

* D. Krawarn 10. 11. 1691

Carl Maximilian

auf Sedlnitz

* ... 1681, † ... 1747

× Troppau 15. 2. 1708 mit Anna Barbara
Josefa Wende von Durlach
* ... 9. 5. 1683

Catherina Barbara

* ... 1683, † ... 1733

× ... 3. 7. 1703 mit Leopold Rudolf Frh.
von Poppen
auf Jaschkowitz, Podwitz, Altdorf-Sedlnitz,
Ditzel, Pipin, Ehrenberg und Weiffat

Johann Rudolf Franz

auf D. Krawarn, Rauten, Gr. Dubensko,

Gieraltowitz und Elgoth

Oberlandkammerer des Fürstent. Jägerndorf und Rat

des Herzogs zu Troppau und Jägerndorf

* D. Krawarn 10. 3. 1687, † D. Krawarn 10. 11. 1750

× ... mit Anna Margarete Smerovska von Vidlovic

* 1692, † D. Krawarn 9. 1. 1744

Josef

† D. Krawarn 14. 8. 1688

Anna Eleonore Josefa

Karlshin in Troppau

* D. Krawarn 18. 2. 1691

Gottlieb Josef Karl Franz Ignaz Anton Dominik

auf Sedlnitz

* Troppau 4. 11. 1718, † ... 7. 10. 1759

× ... 1740 mit Maria Ignatia Diamant von Diamantstein
(wieder verm. ... mit ... Grünberg)

Rudolf Johann Josef

* D. Krawarn 5. 6. 1710

† D. Krawarn 8. 5. 1711

Rudolf Johann Josef Dominik Anton

auf D. Krawarn und Rauten

* D. Krawarn 8. 8. 1711, † D. Krawarn 11. 1. 1767

× D. Krawarn 18. 11. 1754 mit Johanna geb. von Saltsch,
verm. von Paulern

* ... 25. 5. 1726, † Radoschan 18. 9. 1798

Franz Karl Josef Peter

* D. Krawarn 19. 10. 1713

† D. Krawarn 5. 3. 1716

Caroline Josefa Elisabeth

* D. Krawarn 20. 5. 1717

† D. Krawarn 3. 5. 1723

Gottlieb Leopold Josef Johann

auf Tzorkau, Elgut, Dufow und Camin

* D. Krawarn 19. 10. 1727, † Tzorkau 10. 10. 1768

× 1) 3. 9. 1753 mit Carolina Benigna Freiin von Strbenitz
* Schönhof 1722, † Tzorkau 22. 2. 1755

2) Banditz 26. 4. 1757 mit Anna Engelberta Freiin v. Henneberg
† 1775

Josef Ignaz Johann Carl Franz

Vincenz Ferrar. Max

auf Sedlnitz

* Troppau 29. 5. 1743

† Sedlnitz 24. 10. 1795

Maria Josef Johann

Gottlieb Michael

* Troppau 15. 8. 1744

Maria Anna Theresia Catherina

Barbara Constanze

* Sedlnitz 18. 1. 1746

× ... 1772 mit Michael Philipp Graf

von Althann

K. K. Kammerer, Gubernialrat und Kreis-

hauptmann in Brünn

* ... 22. 6. 1736, † Brünn 27. 11. 1795

Vincenz Anselm Anton

Bonifacius

* Sedlnitz 14. 5. 1748

Adolf Theodor Rudolf

auf Lubowitz, Post-Beistreitsham,

Radoschan, Slavuta und Sedlnitz,

Landesältester

* D. Krawarn 7. 1. 1756, † Lubowitz 27. 4. 1818

× Lubowitz 23. 11. 1784 mit Caroline

Freiin von Klotz

* ... 1766, † Lubowitz 15. 4. 1822

Vincenz Ferrarius

Sieronymus Sarcander

auf Maßl. Hammer

mit Dombrowe

* D. Krawarn 30. 9. 1758

† Lubowitz 23. 11. 1823

Sofie Elisabeth Hedwig

Margarethe

* D. Krawarn 9. 7. 1761

† Lubowitz 29. 5. 1825

× D. Krawarn 28. 5. 1782 mit

Ernst Ferdinand von Kaminitz

auf Uhlitz und Klein-Worff

Oberl. und Kommandeur des

Kürassier-Regim. v. Berg (Nr. 12)

* Jawada 22. 8. 1735, † ... 24. 12. 1797

Julius Leo Sarcander

* D. Krawarn 14. 4. 1764

† D. Krawarn 26. 6. 1766

Rudolf Josef Benedikt

Johannes, Landesältester

* D. Krawarn 8. 3. 1767

† Wien 8. 3. 1845

(I. Ehe)

Maria Anna Johann

Friedrich Leopold

Engelhard

Peter Valentin

auf Tzorkau und Schillersdorf

* Tzorkau 6. 11. 1760, † Schillersdorf 29. 4. 1815

× Gütern 24. 6. 1787 mit Maria Anna Gräfin

v. Foverben

* ... 28. 12. 1763, † Schillersdorf 13. 12. 1830

(II. Ehe)

Maria Anna Johann

Friedrich Leopold

Engelhard

Peter Valentin

auf Tzorkau und Schillersdorf

* Tzorkau 6. 11. 1760, † Schillersdorf 29. 4. 1815

× Gütern 24. 6. 1787 mit Maria Anna Gräfin

v. Foverben

* ... 28. 12. 1763, † Schillersdorf 13. 12. 1830

Wilhelm Josef Ernst Johann Carl

Mitbesitzer von Sedlnitz

K. K. Wirtl. Gubernialrat und Kreishauptmann

* Lubowitz 14. 9. 1786, † Junsbrunn 7. 1. 1849

× ... 1821 mit Julie Fischner

† Junsbrunn 8. 2. 1870

Josef Karl Benedikt

Mitbesitzer von Sedlnitz

Kgl. preuß. Geheimer Regierungsrat

* Lubowitz 10. 3. 1788, † Meisse 26. 11. 1857

× Breslau 14. 4. 1814 mit Julie Anna

Wiktoria von Paritz

* Wien 18. 7. 1792, † Meisse 3. 12. 1855

Henriette Sofie

* Lubowitz 27. 12. 1791

† Lubowitz 7. 4. 1797

August Adolf Johann Franz

Anton Rafael Dominik Josef

Wilhelm

* Lubowitz 24. 10. 1793

† Lubowitz 26. 3. 1797

Luise Antonie

* Lubowitz 13. 6. 1799

† Lubowitz 10. 9. 1803

Gustav

* Lubowitz 7. 9. 1800

† Lubowitz 25. 4. 1803

Luise Antonie Nepomucene Johanna

* Lubowitz 13. 4. 1804

† Meßling bei Wien 25. 12. 1883

Josef

* 6. 1. 1790

† farbten bald

Johannes

* 6. 1. 1790

Germann Josef Johann Adolf Martin

Mitbesitzer von Sedlnitz

Kgl. preuß. Geheimer Regierungsrat

* Berlin 30. 8. 1815, † Bonn 17. 5. 1900

× Sonnet a. Rh. 24. 6. 1856 mit Clara Henriette Bernhards Simonis

Neuß 3. 8. 1826, † München 3. 5. 1908

Maria Theresia Alexandrine

* Breslau 9. 5. 1817, † Dresden 11. 3. 1894

× Sedlnitz 6. 7. 1837 mit Ludwig von Bessere-

Dahlhagen

Major und Direktor der Divisionschule in Meisse

* Königsberg i. Pr. 12. 12. 1809, † Meisse 21. 3. 1858

Rudolf Josef Julius

Mitbesitzer von Sedlnitz

Kgl. preuß. Hauptmann a. D.

* Breslau 19. 4. 1819, † Fulda 18. 1. 1891

× Danzig 6. 10. 1853 mit Marie Amalie Ferdinande Thymian

* Oliva 26. 9. 1832, † Meisse 15. 2. 1912

Agnes Clara Augusta

Berlin 6. 1. 1821

† Danzig 5. 4. 1822

Anna Hedwig Josephine

* Königsberg 20. 10. 1830

† Berlin 24. 3. 1892

Maria Clara Luise

Bernhardine

* Nachen 29. 3. 1858

† Sonnet a. Rh. 11. 12. 1863

Hedwig Clara Maria

Franziska

Kittin des Benediktinerinnen-

stifts Frauenwerth (D. Bayern)

* Nachen 24. 2. 1860

† Frauenwerth 7. 8. 1921

Josef Arnold Hermann

Hartwig Erdmann

Kgl. preuß. Oberstleutnant a. D.

* Nachen 24. 9. 1861

Carl Josef Hartwig

Erdmann Hermann

Kgl. Oberstleutnant a. D.

* Nachen 24. 2. 1863

× Jülich 12. 11. 1895 mit

Antonie Franziska Elisabeth

Freiin von Regri

* Nidderlein 5. 12. 1869

Elisabeth Clara Maria

Bernarda

* Nachen 11. 9. 1865

† Nachen 1. 8. 1866

Anna Clara Maria

Germine Juliana

* Nachen 22. 12. 1866

Waldemar Hartwig

Erdmann Hermann

Josef

Bischof der Beuroner

Benediktiner-Congregation

* Nachen 28. 3. 1868

† Prag 21. 3. 1899

Anna Hermine

Clara Maria

* Nachen 15. 12. 1870

Conrad

* Danzig 21. 7. 1854

† Danzig 13. 4. 1855

Helene Maria

Luise

* Sedlnitz 22. 2. 1856

† Sedlnitz 26. 8. 1857

Hedwig Marie

Therese

* Sedlnitz 19. 8. 1857

† 3. 9. 1874

Margarethe Maria Jos.

Hartwig Erdmann Julius Rudolf

* Sedlnitz 12. 1. 1859

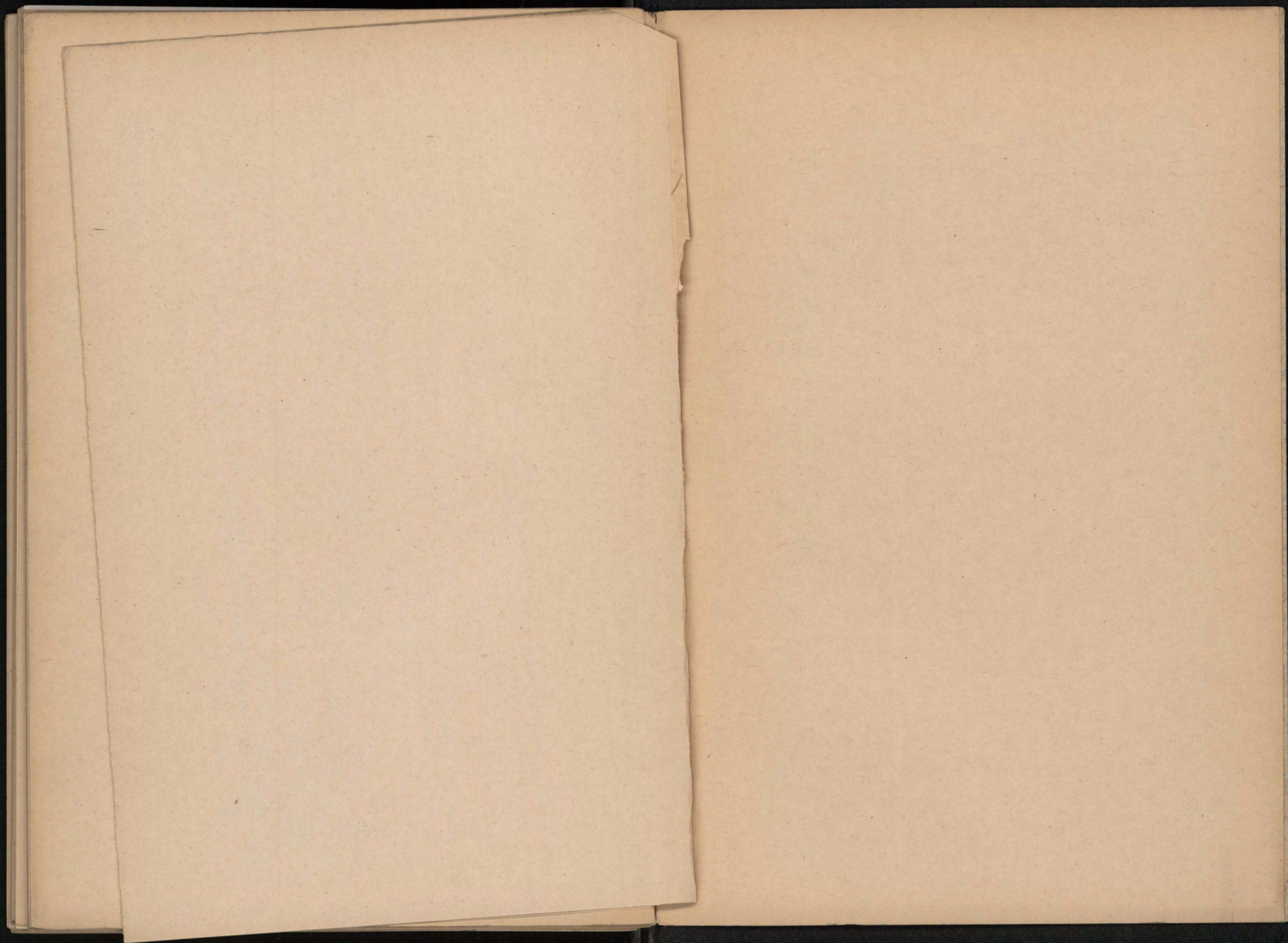
× Sedlnitz 18. 7. 1887 mit

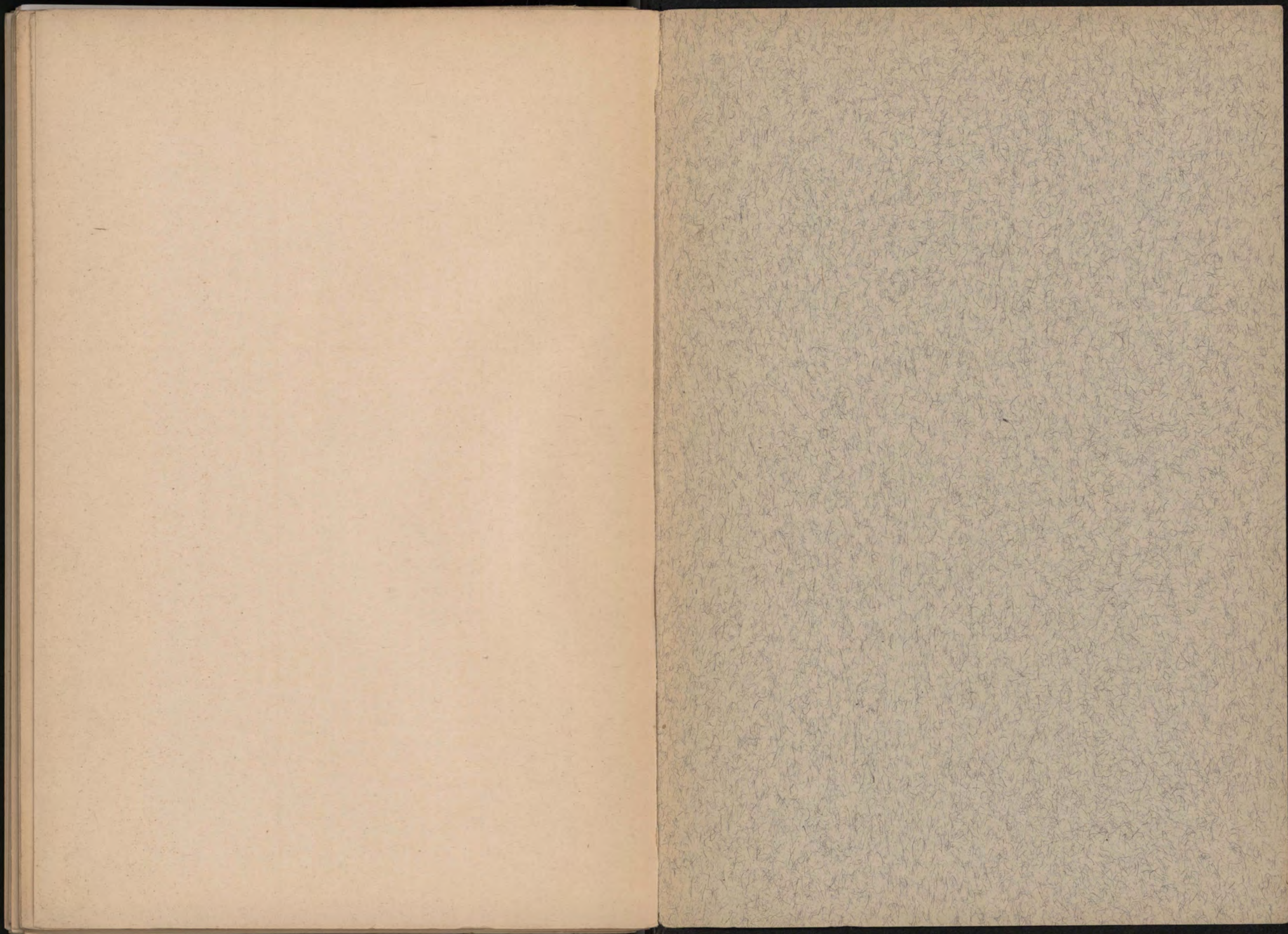
Paul Freiherren Sedlnitz-Drowas

von Goltz auf Biskowitz

* Dobromierz 5. 7. 1849

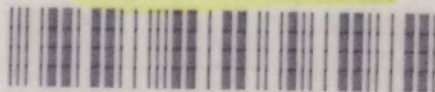
† Wien 14. 3. 1919





Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 7391/I



013-007391-01-0

ERDMANN RAABE & CO. OPPELN RING 16